

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Mythen und Sagen Tirols

Alpenburg, Johann Nepomuk von

Zürich, 1857

V. Aberglaube

V.

Aberglaube.

Der Volksaberglaube Tirols ist eine überreiche Schatzkammer von mündlichen und theilweise selbst schriftlichen Ueberlieferungen, die noch immer vom Ahn auf den Enkel forterben, nicht völlig auszutilgen sind, und da, wo man sie mit frommem oder aufklärerischem Uebereifer mit Gewalt auszutilgen will, sich eben so tief in die Gemüther, wie in die Thälgen des Hochgebirges zurückziehen.

Dieser Aberglaube ist ein Riesenstoff, den völlig zu umfassen und ganz zu überwältigen, ihn in die Form eines Buches gleichsam einzubannen, wohl keinem gelingen wird, am wenigsten ist es möglich, ihn als einzelnen Abschnitt dieses Werkes erschöpfend vor Augen zu legen.

Geheimnißvoll und wunderbar erscheint dieser Aberglaube, wie in sternenklarer Nacht unter dem ewigen Gewölbe des Himmels die Zacken und Wellenlinien der Hochgebirge — dort glänzt von Fernern Mondlichtschimmer, dort blickt es aus einer Thaltiefe herauf, dort lagern zu Haufen geballt die dunkelsten Schatten — die schweigenden Wälder in ihrer großartigen Ruhe, alles so ernst und still, so sicher, so unvergänglich.

Fast überall übt der Aberglaube Zauber, die Geisterwelt gehorcht ihm, die Menschenwelt ist ihm unterworfen, die organische, wie die unorganische Natur ist ihm zinspflichtig und stets dienstbereit.

Wo beginnen mit seiner Schilderung, und wo enden? Es giebt zu richtiger, volksmäßiger Auffassung des Aberglaubens eines Volkes so wenige Vorbilder.

Die Gelahrtheit, der hohe Ton, thun es nicht. Soll unser Volk verstehen, was ihm geboten wird, so dürfen wir nicht zu ihm in fremden Zungen reden, ihm nicht mit alt- und mittelhochdeutsch oder scandinavisch zu Leibe rücken, wie verdienstlich in Werken strengwissenschaftlicher Forschung diese Formen der Behandlung immerhin sein mögen. Nicht als ob es nicht auch sogenannte „populäre“ Schriften über den Aberglauben gäbe; es giebt deren in Hülle und Fülle, aber sie machen einen, wenn man sie liest, durchaus nicht zum Geistesher.

Deshalb wird hier in völlig unbefangener Weise, ohne irgend welchen Anspruch, ein ganz selbstständiger Weg eingeschlagen, und wenn nicht alles, doch vieles aus unmittelbar ursprünglicher Quelle, aus dem Volke selbst,

mitgetheilt. Steht einiges schon da und dort irgendwo zu lesen, so schadet dieß nichts, doch abgeschrieben aus schon gedruckten Büchern wurde geflissentlich nichts. Vieles wird Vielen ganz neu sein. Manches, was da stehen könnte oder sollte, werden Kundige vermessen, aber sie mögen eben bedenken, daß die Ueberfülle dieser Stoffe nicht alles hier zu geben erlaubte. Wenn die Theilnahme dem Buche vergönnt, in einigen Jahren etwa „vermehrt und verbessert“ wiederzukehren, wird vielleicht dem **Aberglauben** ein besonderer Band gewidmet werden können, oder dieser mit dem **Bauernkalender** verbunden, der einen großen Schatz der anziehendsten volkstümlichen Anschauungen auch auf diesem Gebiete bringen wird.

Mancher Aberglaube, der in andern Ländern allbekannt ist, findet sich nicht in Tirol, anderer ist dem Lande ausschließlich und vorzugsweise eigen; Verwandtschaft mannichfacher Formen, mit denen anderer, namentlich deutscher Länder, ist vielfach nachweisbar, kann aber hier nicht des breiteren verfolgt werden.

Zwei große Gruppen treten entgegen. Der Mensch in Beziehung zu sich selbst und zu seines Gleichen, und der Mensch in Beziehung zu der ihn umgebenden Natur.

In der ersten Gruppe erscheint des Menschen seelisches Leben im Hinblick auf dessen Verbindung mit dem Aberglauben, Beziehungen zum Jenseits, zur Geisterwelt, zum Dasein nach dem Tode; dann zu Gesundheit, Krankheit, Tod, dann folgen Bräuche und Mißbräuche, Zauberübung und geheime Künste, bis zu todten Werkzeugen herab, durch deren Mithülfe nur allein ein Theil dieser Künste vollbracht werden kann.

Die Natur bietet in ihren organischen Reichen dem Menschen lebendige Werkzeuge zu oft nur vermeinten Künsten, zur Hut und Abwehr gegen feindlich-dämonische Einwirkungen. Der Thiere- und Kräuter-Aberglaube ist ungemein umfassend, doch selbst das starre Steinreich läßt sich nicht völlig ausschließen. Der Mensch, auch nur ein organisches Glied in der Reihe der Hervorbringungen der *alma mater*, obschon das höchste auf der Stufenleiter sterblicher Wesen, führt auch hier den Reigen an; sein Körper tritt in den Vordergrund, seine Körperteile werden zur Mittheilung, wie zur Mitthätigkeit des Aberglaubens gezogen.

Die große Copula zwischen diesen beiden Kreisen bildet der **Bauernkalender**, der aber mit der Fülle seiner altheidnisch-planetarischen, christlich-mythischen, d. i. legendenhaften, die ganze überirdische Welt und die ganze irdische Natur umfassenden Bilder hier nur in leiser Andeutung vorgeführt werden kann, und nothwendig als ein in sich abgeschlossenes selbstständiges Werk erscheinen muß.

Vertikale Sagen können in dieser Abtheilung nur sparsam eingestreut werden, und erscheinen dann gleich als Belege da wo sie hingehören, zu besserem Verständniß theils, theils zu angenehmer Abwechslung für Leser,

die für das Abstracte und rein Belehrende keine innern Organe haben, auf die aber doch durchaus nicht verzichtet werden soll.

Auch der Aberglaube hat als eine mächtig starke Wurzel am Baume des germanischen Mythos seine volle Berechtigung, und denen, die ihn blind schmähen und verfolgen, weil sie ihn nicht verstehen, oder ihn mißverstehen, sei das schöne, sinnvolle, auch für Tirol bedeutungsvolle Wort eines Schweizer-Dichters und Sagen-Sammlers, Ernst Ludwig Kochholz, an dieser Stelle zugerufen:

Um dem Himmel Licht zu rauben,
Steige in der Forschung Tiefen;
Gönne sanft dem Aberglauben
Seine finstern Nebelhauben,
Welche ihm sein Glück verbriesen. †

I.

Der Mensch in Beziehung zu sich selbst und zu seines Gleichen.

1.

Ererscheinungen.

Alles, was der ländliche Bewohner der Thäler und Berge Tirols zu erblicken vermeint, dem er in seinen Begriffen keine rechte natürliche Stelle anzuweisen vermag, und es sich nicht natürlich erklären kann, mithin alles, was man unter dem „Hereinragen der Geisterwelt in die Menschenwelt“ begreift, nennt er eine Erscheinung, d. i. ein Sichtbarwerden solcher geistigen Wesen, gegen die er Liebe und Ehrfurcht fühlt. Niemals erscheint der Teufel, oder ein Buz, oder ein Klamm-Mann u. dgl., wohl aber erscheinen Engel, Heilige und schon geläuterte oder in der Läuterung begriffene Seelen. So geht manche Tiroler Sage auf der Brücke der Erscheinung zur Legende hinüber, und manche dieser Legendenstoffe, die nicht aus Büchern geflossen, die das Volk sich selbst geschaffen, sind gar lieblicher Natur, unendlich fromm und kindlich.

Die Seelen verstorbener Freunde und theilnehmender Verwandter, die um der Liebe willen liebten; Gatten, Aeltern, Geschwister, deren Herzen innige Sympathie gegenseitig an einander fesselte, diese zeigen sich häufig schon vor dem Uebertritte in das verhüllte Jenseits den zurückzulassenden Lieben. Sie erscheinen bisweilen öfter und längere Zeit hindurch im Hause, oder auf dem Friedhose, wenn die Zurückgelassenen betrübten Herzens am Grabe beten, und dann tröstet der vollendete Geist die Trauernden, und bittet sie, nicht zu weinen und zu trauern, weil er sonst im himmlischen

Paradiese nicht so selig sein könnte, wie ihm bestimmt ist, und daß es nicht gottgefällig sei, wenn sie sich nicht ruhig ergeben und dem Geist selbst sein Glück verkümmern würden. Da hat dann die Trauer bald ein Ende, der Verstorbene und die Hinterlassenen fühlen nur Freude.

Sehr häufig begegnen Erzählungen von Erscheinung abgeschiedener Seelen, welche denen, die für sie gebetet und Messopfer für sie dargebracht haben, danken, und sich ihnen im Glanze der nun erlangten Verklärung zeigen.

In den Zwanziger Jahren geschah es, daß der Pfarrer zu St. Nicolaus bei Innsbruck zwischen dem Allerheiligen- und dem Allerseelentage Mitternachts erwachte. Er blickte vom Fenster nach dem Gottesacker hinüber, da sah er auf jedem Grabe Lichter brennen, auf manchem sogar deren mehrere, und alles voll Leute dort herumgehen. Damals war der Widum im Hause, welches jetzt der Kaufmann Handl besitzet, daher heißt man es noch jetzt „den alten Widum“, von wo aus man, wie jedermann weiß, sehr gut in den Gottesacker sieht.

Der Pfarrer weckte die Häuserin und schalt sie aus, daß sie ihn nicht früher geweckt habe; es sei schon alles aufgezündet und bereit zum Umzug auf den Gräbern; denn er glaubte, er habe sich verschlafen.

Die Häuserin schaute auch beim Fenster hinaus, sieht, und wundert sich, und sagt: Es ist ja erst zwölf Uhr Nachts! aber der Geistliche geht bald sich anzuziehen, und in die Sakristei, zu der durch den Gottesacker der Weg führte. Wie er nun auf diesen kommt, ist alles finster.

Da hat ihn ein Schauer überfallen; er betete, und da schlägt es just zwölf Uhr. Dann kam der Nachtwächter vorbei und sagte zum Geistlichen: Das war eine merkwürdige, schöne Allerseelenbeleuchtung auf dem Gottesacker — er hatte es auch gesehen. Hierauf betete auch er einige Vaterunser für die armen Seelen.

In Beziehung auf die jenseitigen Strafen wurde schon oben bei den „armen Seelen“, den „Klamm-Männern“ u. dgl., der „heißen“ und der „kalten Pein“ gedacht. Die Tiroler Sage hat sich eines allbekanntes Märchens, das überall anders lautet, bemächtigt und es landesüblich eingekleidet, es ist das Märchen vom Mann im Mond, und es lautet dasselbe:

Ein Besenbinder ging an einem Sonntage statt in die Messe, in den Wald, schnitt und band dort Besen, und pfiß. Da ist ein Geist zu ihm gekommen und hat gefragt: Feierst Du so den Tag des Herrn? Arbeiten und pfeifen, ohne eine heilige Messe! Daraus droht er ihm mit dem Finger und sagt: Willst D' brennen in der Sonn' oder frieren im Mond? Der Bauer sieht jetzt klar und deutlich, daß ein strafender Engel vom Himmel gesendet worden sei, und denkt sich: da nußt kein Hinterthürl — Hast gestohlen, g'hört dir's henken! — und sagt: Wenn die Straf' schon sein muß, so will i lieber im Mond frieren. Wie er das gesagt hat, packt ihn der Geist und

fliegt mit ihm in den Mond, und nun friert er dort und hat einen Besen auf dem Kopf. —

Einer schon oben mitgetheilten Sage von der kalten Pein (Seite 158, 18) verwandt ist diese:

Im Dorfe Rum im Unterinntal war ein Bauer, der stach bis über die Ohren in Schulden und die Kinder brachen ihm völlig das Herz, denn er konnte sie nicht satt speisen, weil er ganz ohne Verdienst war. Da ging er mit völlig verzweifelnden Gedanken in den Wald hinauf, wo ihm alsobald ein Mann in altfränkischer Tracht erschien, der ihn fragte, was ihm fehle? Der arme Bauer erzählte ihm sein Elend. Hoho! sprach der Andere: da kann Dir ja leicht geholfen werden. Ich will Dir Geld genug geben, und hast nichts anderes zu thun, als wenn Du gestorben bist, für mich die kalte Pein zu leiden. Was bekümmerte den Bauer die kalte Pein; ihm war nur daran gelegen, etwas zu bekommen, und als er jenen ausratschelte, was die kalte Pein etwa wäre, und der Andere sich lustig stellte und sagte: So geht's Dir hernach wie mir, denn nichts geschieht Dir, als immer zu kalt wirst Du halt haben, so lachte auch der Bauer und sprach: Kälten dertrag' i leicht, nur der Hit' bin i spinn'feind! und schlug ein. Als er heim kam, sprangen ihm die Kinder lustig entgegen, alle Milchschüsseln waren voll Geld. Der Bauer zahlte seine Schulden, blieb jedoch brav und fromm bis zu seinem Tode. Aber bevor er starb, ließ er sich Hose, Zoppe, Haube und warme Handschuhe aus dickem Loden machen, und als er gestorben war, sahen seine Duben und die Nachbarn, wie er Abends beim Gebetkläuten vom Hause im Lodengewand fortging hinten durch den Garten und das Gitter hinter sich schloß.

Die Leiche war natürlich nicht mehr zu finden. Er ist auf den Glunkezerberg gegangen, wer ihn sehen will, kann dort passen, und beobachten, wie es mit dem Leiden der kalten Pein ausschaut.

2.

„Boarweiling“ oder „Fürweiling“.

Boarweiling heißt in Tirol jenes Ahnungsvermögen gewisser Leute, welche den Tod anderer oder ihrer selbst vorausbestimmen.

Ein solcher Mann war „der Zacherl“ in Imst, oder der Zacharias Ostrein, Büchsenmacher, welcher im Jahre 1852 im neunzigsten Lebensjahre gestorben ist. Er war ein redlicher Mann, von der ganzen Gemeinde sehr geachtet, und hat die Sterbetage von Bekannten so genau angegeben, daß sogar gerichtliche Untersuchungen deshalb Statt fanden.

Am unliebsten war ihm diese Wissenschaft selbst, er machte sogar ein Gelübde, damit ihm die merkwürdige „Boarweiling“ genommen werde; er verlobte nämlich gewisse tägliche Gebete und daß er mit einem jeden Ver-

storbenen vom Markte Imst als frommer Leichenbegleiter gehen wolle, was er auch unverbrüchlich gehalten hat.

Er hatte seine Wohnung nahe am Friedhof; wenn er Nachts durch das Fenster darauf hinaus sah, bemerkte er den Leichenzug derjenigen Person, welche zunächst sterben mußte. Anfangs glaubte er selbst nicht daran, sondern hielt alles für ein Gesicht reger Phantasie; als er jedoch nur zu oft schon die Erprobung an den Todesfällen sah, so ermahnte er solche Personen, daß sie sich zur Reise ins Jenseits mit jenem guten Reisepaß versehen möchten, welchen die heilige Kirche zu spenden gerne bereit ist. Dieses brachte ihm Verdruß und Untersuchungen zu Wege, denn die Leute nahmen es ihm übel, sie an das letzte Stündlein zu mahnen; gleichwohl mußten sie fort.

Es ist noch jetzt in Imst die gewöhnliche Redensart: „den und den hat da Zacherl a schon übars Bargla (Berglein) tragen g' sehn“, wenn man von einem redet, der bald sterben wird. „Uebers Bargla“ sagt man darum, weil der Friedhof auf einem Berglein liegt.

Eine ähnliche Erscheinung wurde vor vielen Jahren in Zierl beobachtet. Dort stehen eine Reihe Häuser, deren Fenster auf den Kirchhof hinaus gehen, in dem die Leute in der Mitternachtzeit den Leichenzug wandeln sahen, und zwar mit jenen Personen, welche bald sterben sollten, und wirklich gestorben sind. Wegen dieser Voarweiling wollte kein Mensch da wohnen, was den Armen sehr zu gut kommt, denn sie haben nun in diesen Häusern unentgeltliche Wohnungen.

Etwas Aehnliches wird auch vom Telffer Friedhof und an manchen anderen Orten erzählt.

Solche Todtenvorahnungen durch die Augen von Menschen sind am meisten bekannt; jedoch auch lebende Hunde bilden Todtenanzeiger, das ist eine allgemein verbreitete Annahme. Man nennt sie die: **Todtenrerer**, im Dialekt: „**Toad'ureara**“ („a Reara“ ist ein „Weiner“ oder weinerlicher Heuler). Die Toad'ureara gehen in der Nacht herum, bleiben vor einem Hause stehen, schnuffeln mit der Nase daran herum, strecken die vier Füße weit auseinander und fangen so wüßt zu „rearn“ an, daß es einem höllischen Geheule gleich kommt, und — sigscht d' as! da hascht d' as! in kurzer Zeit stirbt eins aus dem Hause.

Neuester Zeit ist der große schwarze Hund vom Matthias Hechenblakner, Bächter der Büchsenhausenerischen Dekonomiegüter, Sultan genannt, im Berruf der Toadtenrearerei gewesen, sonst ein guter Hund, doch war's in der Nacht manchemal wirklich, als ob er ein Puß wäre, so schlich er in die Bauernhöfe oder Häuser von Nied und Hötting, und machte die entseßlichste Todtenmusik. Als er dreimal die Todtenfälle errathen hatte, wurde er mit Steinhagel und Schuß verjagt; da er aber kugel- und steinfest zu sein schien, wurde er im vorigen Jahre vergiftet, denn der Prophet gilt einmal nichts im Waterlande.

Eine besonders im Unterinntale bekannte „Boarweilung des Todes“ heißt „das Erschthammerl“, Erdhämmerchen. Es klopft nämlich in der Nacht oder auch nach Gebetläuten Abends bis früh zum Aveläuten zu unbestimmten Stunden, wenn alles im Zimmer mäuschenstille ist, unter dem Stubenboden oder unter der Erde, auf die Art, wie sich auch Geister — Klopfsgeister — anmelden. Es ist jedoch ein feines Picken, meist dreimal nach einander. Wer das Erschthammerl zu hören bekommt, hat eine besondere Gnade Gottes, denn er mahnt den Menschen, daß er gut versehen seine Reise dahin antreten kann, von wannen er gekommen ist.

Die „Load'nglock'n“ (Todenuhr) zeigt das gleiche an, durch klopfen an den Wänden, wenn man das hört, stirbt gewiß recht bald jemand im Hause.

Der „Loadalacha“ (Lodlacher) ist ein gefürchtetes Kunter, eine Art Habergoas — jedoch etwas kleiner; es ist der kleinste Kauz, anderwärts in Deutschland Leichhuhn, Todtenvogel, Vogel Kreideweiß genannt; seine Stimme lautet: Komm mit! Komm mit! — Wo er sich hören läßt, stirbt bald jemand im Hause.

Auch eine Boarweilung ist diese, wenn man von Weihnachten bis Neujahr sich selbst sieht, dann muß man im Laufe des neuen Jahres sterben, „für Sünder eine saure Wurst, dem frommen Armen aber eine gemachte Wiesen!“ wie die Tiroler sagen.

Wer sich in den drei Loosnächten (Weihnacht, Neujahr und heil. Dreikönig) zur Mitternachtstunde auf einen Kreuzweg stellt, der sieht alle jene vorbei ziehen, welche in diesem Jahresabschnitte sterben; dieß heißt „Sterbschaun“, wobei jedoch mancher Neugierige übel ankommt, weil er möglicherweise sich selbst vorbeigehen sehen kann.

Auch über bevorstehende Unglücksfälle giebt es Boarweilungen, dahin gehören Absturz von Felsen, Brücken, Schneelawinen und andere Mißgeschicke. Man hört vorher an solchen Stellen, wo das Unglück geschehen wird, eigenthümliche Klänge, Jammergeschrei oder Heulen, und nur wenige Tage früher; es erscheinen solche Boarweilungen gleichsam als Warnungsstimmen.

Feuersbrünste, Ueberschwemmungen, Krieg und pestartige Krankheiten zeigen sich durch sonderbare Brandwolken, Wasserrauschen, Menschengעהul, streitende Krieger in den Wolken oder blutigrothe Zeichen und kometenartige Phänomene am Himmel wäh: end der Nachtzeit schon vor ihrem Eintreffen an.

Endlich ist eine Boarweilung ohne Gesicht und Gehör, wenn sich, ohne zu wissen warum, das Herz zusammen schnürt und die Seele wie trostlos niedergeschlagen ist; da schreitet bald das Unglück ins Haus, der Tod wird vielleicht das Liebste rauben. Das Thalbäuerlein betet dann desto eifriger und sagt: Herr, dein Wille geschehe!

Im Jahr 1807 kam im Alpbachthal folgender Fall vor: Zu Alpbach mußte ein Mann im Winter ins Gebirg gehen; dreimal hatte er zu Hause etwas vergessen und jedesmal kam er zurück. Er sagte zum Weib: Ich weiß

nicht, was es ist, daß es mich heut nicht fortlassen will. Sie sagte, bleib daheim, das ist eine Boarweilung. Er aber redete ihr und sich die Sache aus dem Kopf, ging auf den Berg, und — eine Schneelawine begrub ihn. Erst lange danach ward er gefunden.

Ein Bauer, Johann Schönach von Gries bei Steinach, hatte Bekanntschaft mit der Maria Plattner, und weil er sie heirathen wollte, ging sie auf einige Zeit zur Köchin beim Platzwirth in Wattens im Innthale, um kochen zu lernen. Der Bauer war zugleich Fuhrmann, und hatte eigene Pferde und Wagen.

Einmal fuhr er ins Unterinntal, auf dem Rückwege kehrt er in Wattens ein, machte vollends die Heirath aus und bestimmte die „Verkündigung“ von der Kanzel mit seiner Braut. Sie waren so glücklich in ihrer Liebe, daß Maria den Wunsch äußerte, daß sie auch mitsammen sterben und ein Grab haben möchten. Der Bräutigam fuhr dann wieder fort nach Bozen um eine Ladung Wein, und ließ ihr ein Brautringl von Gold zurück.

Beim Abschied schon und auf der ganzen Fahrt war ihm stets so eng und weh ums Herz, daß er sich es nicht erklären konnte. Nach zehn Tagen kam er wieder nach Wattens, und da hörte er mit Entsetzen — daß seine Braut gestorben und am Abend vorher schon auf dem Gottesacker begraben worden sei. Das kann nicht sein! meinte er. Die Köchin erzählte ihm, daß seine Maria gebeten habe, ihr den Brautring mit ins Grab zu geben, und daß sie ihn, den Schönach, vielmals grüßen lasse. Das rührte ihn, und er wußte die Köchin, welche ihm Freundin war, zu überreden, mitsammen das Grab aufzugraben. Er bricht den Sargdeckel auf, küßt die tode Braut, betet und weint, und kann sich nicht von ihr trennen. Aber die Köchin treibt zum Abschiede, weil sie sonst noch aufkommen (ins Gerede kommen) könnten. So drückt er denn den Deckel wieder auf den Sarg; die Köchin steigt voraus herauf, er will auch hinauf, fühlt sich aber gewaltsam gehalten und zurückgerissen, und mit einem Schrei des Schreckens sinkt er tod auf den Sarg der Braut nieder. Beim zuschlagen des Sargdeckels war sein Fuhrmannskittel erfaßt, und von ersterem festgehalten worden. Jetzt ruhen Beide in einem Grabe; die Vorahnung wurde wahr.

Auch Glockengeläute giebt sich bisweilen als Boarweilung oder Ahnung kund. Es wechselt dasselbe vom grausam schrillenden Mißton bis zum zarten himmlischen Klang. Bekanntlich ist in manchen Städten Europa's die Sage von Todtenglocken heimisch, welche, ohne von Menschenhand gezogen zu werden, dennoch große Trauerereignisse vorahnend läutend verkündigen. Daß man an stillen Wintertagen zu allen Stunden fernherschallendes Glockentönen, ohne zu wissen, woher es komme, bisweilen vernehmen kann, ist außer aller Frage.

Zwei Bauern von Lavis, im Bergthale zwischen Matrai und Steinach (Wisiöthalgebiet), machten Schindeln bei der Weißrach-Alm, als schon tiefer

Schnee lag. Gegen Abend zogen sie die Schindeln auf Schlitten hinab zur Kirche, wo sie niedergelegt wurden und von wo aus die Käufer dieselben abholten. Als die Schindeln endlich abgeladen waren, und die Bauern, sie hießen Johann Marquart und Erasmus Penz, zu ihrer Hütte zurückkamen, hörten sie ein merkwürdiges Glockenläuten, und wußten sich nicht zu deuten, woher es komme. Es schien von der gegenüberliegenden Urbansbauernalm herüber zu tönen, aber dort war doch keine Kirche. Drei Tage nachher brannte ein benachbartes Dorf nieder.

In der Pfarrkirche zu Amras ist auch ein Glockengeläute, das schon zum öftern ganz von selbst angeschlagen hat, wenn ein Unglück sich ereignen wollte. Insonderheit war dieß einmal in einer Christnacht der Fall, als drei Geschwister, arme Kinder, zur Christmette gegangen waren, in der kalten Winternacht und im Schnee den Weg nach Hause nicht fanden und erfrieren mußten.

3.

Die große Sterb. Tod und Todin.

Mit dem Glauben an Erscheinungen und Ahnungen ist in der Tiroler Sagenwelt nahe verwandt die persönliche Erscheinung des Todes nicht nur, sondern auch, originell genug, einer weiblichen Gefährtin desselben, gleichsam als wenn dieselbe Macht, die einst sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, auch gesprochen hätte: Es ist nicht gut, daß der Tod allein sei. Diese Todesbilder stehen nun wieder in innigem Zusammenhange mit Sagen von der „großen Sterb“ — für welche übrigens eine bestimmte Jahrzahl durchaus nicht angegeben wird, sondern die Sage weiß eben nur, daß einst eine große Sterb (alles hinwegraffende Seuche) gewesen sei. Weder spricht man von einem großen Sterben, noch lautet es, wie in alten Chroniken so häufig vorkommt: der große Sterb, sondern unbedingt: die große Sterb, folglich weiblich, und so viel wie Pest oder Seuche, oder tödliche, unheilbare Krankheit.

Diese Sterb=Sage ist eine allgemeine, und jedes Thal weiß davon Wunder über Wunder zu erzählen. Diese Art Pest wüthete so fürchtbar, daß alles ausgestorben war bis auf zwei Menschen, ein Mann und ein Weib, welche zur Erhaltung des Menschengeschlechtes übrig geblieben sind. Somit hat Tirol auch eine Art Deukalion und Pyrrha, nur daß die Fluthsage fehlt.

Die „große Sterb=Sage“ erzählt, daß im Wildschönauer Thal Eins von den Menschen übrig blieb, und in einem der zwei Nachbarthäler, Alpbach= oder Zillerthal, das Andere, wobei aber keines vom anderen etwas wußte. Sie gingen traurig umher, um ihres Gleichen zu finden, doch vergebens — alles war ausgestorben. Da fügte es Gott der Herr, daß beide auf dem Berggrücken ob dem grünen Wildschönauerthal zusammen trafen,

welches die Thäler von Alpbach und Wildschönau abtheilt; eins kam vom Sonnenjoch, eins von der Meadersseite hinauf, und just bei dem Gatterl, welches man noch jetzt das „Halsgatterl“ heißt, stießen sie an einander.

Warum nennt man das das Halsgatterl? — Die zwei Menschen hatten eine solche unendliche Freude mit einander, daß sie sich um den Hals fielen, wie es bei den Bauern der Brauch ist, und sich so herzlich küßten (küßten) und völlig nicht mehr von einander wollten. Sind auch nimmer von einander gegangen.

In einem äußerst abgelegenen Hof, wo nur wenige Leute hinkommen, zu hinterst im Kalmthale, einem Seitenthale vom Passfeiertale, berühmt wegen dem seligen Fräulein, der Gensereiterin, steht der Lucimes-Hof, und auch in dieser Gegend hatte die große Sterb alles — alles getödet.

Doch im Lucimes-Hofe blieb die ganze Familie erhalten, es waren aber auch solche fromme Leute, daß sie durch ein Gotteswunder erhalten wurden.

Die Zillerthaler haben ebenfalls eine Sage, welche die ausschließliche Erhaltung der Tiroler nicht dem nahen Wildschönau- und Alpbachthale vergönnt, und erzählen also:

Als die große Sterb alle Menschen vertilgte und das ganze Thal ein entvölkerter Thranengarten, aber ein überfüllter Friedhof war, blieben zwei ganz arme fromme Leutchen hinter Zell am „Burgstallschrofen“ übrig. Dort, wo die Ziller läuft, diesseits, blieb in einem Hüttchen eine Dirn übrig, jenseits wohl weit weg im Berg ein Bauer. Als es so todenstill und menschenleer geworden war, ging er einmal hinab gegen die Ziller und staunte und freute sich, die Dirne zu sehen, welche er kannte, die just auch am jenseitigen Ufer stand. Er rief: Ja Burgail lebst a no? — Sie rief sogleich hinüber: Ja freila! und Du a Seppail? — Er aber sagte gar nichts mehr, sondern watete gleich über den Fluß, und nach kurzer Zeit heiratheten sie sich und sind, wenn nicht vom ganzen Lande, doch die Stammältern der lustigen Zillerthaler geworden, darum tauft man dort die Kinder auch gar gern auf Seppail und Burgail.

Zu Zirl bei Innsbruck lebt diese Sage:

Zur Zeit der großen Sterb war das Innthal fast ganz ausgestorben, nur einige Menschen — zwei Familien — waren noch übrig. Diese beteten nun so andächtig zum Herrn im Himmel um Rettung, daß er sie erhörte und zeigte, daß über dem Tod ein Allmächtiger steht. Aber auf recht wunderbare Weise zeigte er das. Am nahen Hügel ertönte in der Nacht eine gewaltig laute Stimme, so daß man Wort für Wort genau verstand, und die Stimme sprach:

„Kranawittbeer und Vibernell:

So eilt der Tod nit so schnell!“

Sobald die zu Zirl das gehört hatten, räuchernten sie mit solchen Kräutern, thaten davon an ihre Speisen und tranken einen solchen Thee, und keines starb. Zur Pestzeit Vibernell im Munde gehalten, schützt vor Ansteckung.

Dieser Hügel oder Büchel wird seitdem „der Geisterbühl“ genannt, weil Gott durch einen Schutzengel die Stimme erschallen ließ, dann haben die Verretteten eine Kapelle dahin gebaut, die noch jetzt zu sehen ist, und eine Stiftung verlobt, welche noch redlich gehalten wird. Am Sebastiantag wird allda Messe gelesen, und jeden Monat im Sommer zieht ein Kreuzgang dahin.

Zur Zeit der großen Sterb, als die „Höttingerried“ ganz ausgestorben war, wovon noch jetzt der „Pestfriedhof“ auf einem Hügel zu sehen ist und als Wallfahrt besucht wird, kam in der Regel gegen Mitternacht der Tod mit einer Sense über die Achsel und eine Todin mit einem Rechen und einem Besen in der Hand auf dem Platz vorm „Stamser“ zusammen. Er kam von Kranwitten über die Allerheiligenhöfe und die Höttinger Seite dahin, sie aber kam von Weiherburg, Büchsenhausen und Nied. Der Tod fragte nun die Todin aus, und sie gab Rechenschaft über ihr Vernichtungswerk. Es schien, daß sie ihm unterthänig war.

Ginst kam die Todin auch, und der Tod fragte sie: Häst D' toll austöhrsch? (hast Du viele ausgekehrt?)—Darauf sagte sie! Austöhrsch han i heint nôt, g'rad alls z'samm g'recht. Da zeigte sich der Tod zufrieden und grunte sie nicht an, wie ein Bär, wie er sonst zu thun pflegte. Die Leute meinen, daß sie an diesem Tage so viel tödtete, daß sie nicht zum kehren Zeit hatte, sondern den Rechen hernehmen mußte.

Als die „große Sterb“ ins Land kam, aber im Innthale alles noch frisch und gesund war, da sahen die Leute auf einmal den Tod mit einer Sense, und eine Todin mit einem Rechen über der Achsel neben einander eilig hingehen. Das verstanden die Leute alsogleich, daß es jetzt Matthäi oder Bartholomai am letzten gehe, und daß man sterben müsse: Und da das sterben nun viel leichter geht, wenn man es frisch weiß, so bereiteten sie sich auch gleich zur letzten Fahrt. Doch der Bauer auf dem Peater Franzenhof im Balsertthale, bei St. Jacob, lachte und sprach: i brauch nôt viel Reu und Leid z'machen; hab alleweil g'recht g'löbt und vazag' nôt ummi z'fahrn, aba i glab's nôt, daß 's mi packt. Schaut's nur den Rechen von der Todennenschin an! dort fehlt ein Zahn, und das ist ein Zeichen, daß ein Mensch übrig bleibt. Und die Leute sahen, daß wirklich ein Zahn an dem Rechen ausgebrochen war, und in Zeit von drei Tagen waren alle gestorben, und richtig blieb der fromme, lustige Peater Franzen, Hofbesitzer, übrig. Nachdem alles vorbei war, dankte er Gott und heirathete eine brave Dirne, die auch übrig gelassen wurde, von Pfitsch herüber, und seitdem hat sich das Thal wieder recht gut bevölkert. —

4.

Sandwerfen und Steinwerfen.

Zu den geisterhaften Aeußerungen, welche zu erfolgen pflegen, wenn die Wesen der unsichtlichen Welt sich zu Kundgebungen gegen die Menschen-

welt herbei lassen, gehört auch das werfen mit Sand oder mit Steinen, davon es übrigens fast in jeder deutschen Stadt eine und die andere Spuksage giebt. Es ist eine unheimliche Sache, da und dort vorgekommen, von den glaubhaftesten Leuten wahrgenommen und erzählt worden, und dabei von den klügsten nicht aufgehehlt. Doch soll damit dem Aberglauben keineswegs das Wort geredet sein.

Auf dem Wege von der Niederkapelle zum nahen Pestgottesacker zu Hötting wird derjenige, welcher um Mitternacht dort geht, nicht selten mit Sand beworfen, und geht er nicht sogleich weiter, so fliegen wohl auch Steine auf ihn.

Daher ist dieser Weg zu nächtlichen Wanderungen nicht beliebt, und wer vorbei muß, eilt, was er kann, vorbeizukommen.

Der Pestfriedhof liegt ob dem Niederweg beim „Venusacker“; dort wird Nachts ein Seelenlicht gebrannt vor dem Christusbilde.

Der Weber in der Nachbarschaft, genannt der „heilige Weber“, ging vor einigen Jahren später wie sonst dahin, und zündete das Seelenlicht an. Wie er herab geht, fliegt ihm eine Menge Sand und Steine zu. Er stußt erst — meint es sind Buben, die ihn necken wollen, und geht zum Pestfriedhof zurück und lauert. Da war aber alles ruhig; daher ging er abermals herunter, und wieder flogen Steine und Sand vor ihm und hinter ihm, ohne daß er getroffen worden wäre.

Das große Gebiet der Krankheit, sowohl der Menschen als des Viehes, das sich in viele andere Sagenkreise einschlingt, kann hier nicht ausführlich behandelt werden.

Bei den Sympathie- und Antipathie-Mitteln, deren es unzählige giebt, die hier aber nicht zusammengestellt sind, sondern in die Reihen der heilkräftigen Naturkörper eingereiht wurden, wird Andeutung besser an ihrer Stelle sein, als Ausführung. Ein Krankheit-Erregungsmittel sei aber hier vor allen abergläubischen Annahmen genannt.

5.

Abblasen, Aufseifen.

Im Volksglauben der Aelpler und Bauern ist ein tiefeingewurzelter Glaube, daß durch „Abblasen“ Leute und Vieh verwirrt, schläfrig und krank gemacht werden können. Man erzählt sich darüber stets Beispiele, Seitenstücke zu ähnlichem „Schadenmachen durch Berührung“ und durch den bösen Blick.

Früher sei es häufig vorgekommen, daß Männer oder geheimnißvolle Mandler, auch unheimliche Weibsbilder, die stärksten Burschen durch Abblasen in einen Schlafzustand versetzten, der sie „g'forn“ machte, anderen schwoll der Kopf davon auf u. s. w.

„So ein Blasen vergifte die Luft“, sagen die Aelpler.

Noch jetzt wird angenommen, daß Dattermannl, Biesel, Kröten, Habergeiß, Kuhduddler, Schlangen oder Nattern, besonders die Weiswürm', die eigentlich giftigen Nattern, solche Macht besitzen. Ein gleiches versteht man auch durchs „anpfeifen“.

Oft geschieht es auf Alpen oder auf Bauernhöfen, daß eine Geiß oder ein Vieh mit geschwellenem Maule heimkommt, dann heißt es: „'s ischt halt anblas'n oder anpiff'n worn"! wogegen man die Thiere mit geweihten Dreisgenkräutern räuchert, was auch bald hilft.

6.

Amulette und Sympathie.

Magische Mittel gegen Krankheiten der Menschen und des Viehes giebt es zahllose, besoners gegen den äußerst gefürchteten Viehschelm (vergl. oben S. 62). Diese Mittel bestehen theils im Gebrauche von Kräutern und Wurzeln, die unter besondern Verhältnissen ausgegraben und in der Regel „geweiht“ werden müssen, als Arzneien, als talismanische Anhängsel, als Räucherungen; theils aus andern Naturkörpern, endlich auch aus Zettel-Amuletten, aus Anwendung heiliger Namen, und aus sympathischen Mitteln.

Es ist ein „Pestilenzschild“ vorhanden, bestehend aus 75 in Reihen stehenden lateinischen Buchstaben, Chirogrammen und Zeichen, welche, auf Pergament geschrieben, an Thüren, Döfen und andere Orte befestigt werden; sie finden sich indeß auch nebst andern auf Pfennige geprägt, um als persönlicher Schutz am Halse getragen zu werden.

Manche Bauern brennen als Schüzmittel ihrem Hornvieh den Namen Jesus auf beide Hörner.

Weißblühendes Fünffingerkraut und Wiederton, in der Dreisgenzeit vor Sonnenaufgang ausgegraben, noch grün in geweihtes Wachs eingemacht, und den Kühen in einem Säcklein um den Hals oder in ihren Glockenriemen angehängt, bannet den Viehschelm vom Vieh hinweg und hält ihn stets ferne.

Kleine Zettel mit † Sancta † Lukas † beschrieben, am St. Lukas-tage in der Kirche segnen lassen, dem Vieh ein Löchlein ins rechte Horn gebohrt, den Zettel hinein geschoben, das Loch mit geweihtem Wachs verstrichen, das bei der heil. Wandlunggebrannt hat, ist auch gut gegen den Viehschelm.

Oder: einem jungen Kind ins rechte Horn einen Zettel, darauf † elion † agne non orale †, dazu Weihrauch, Myrrhen und geweihtes Salz, in gleicher Weise vermacht, und das Kind zur Heerde laufen lassen, so bleibt die ganze Heerde getrüßt und erlöst vom schrecklichen Viehschelm.

Im Salzburgerischen und im angrenzenden Tirol wird einem Bettler,

der ins Haus kommt, ein Stück Brot geschenkt, dann wird er um Gottes Willen gebeten, das Brot zurück zu schenken, dafür schenkt man ihm drei Pfennige. „Von diesem Brot“ — so lautet die alte Lehre: „gieb dem Vieh Gott zu Lieb. Mag (vermag) kein Schelm nit mit solchem Vieh was anfanghen.“

„Fleisch, das in der Fastnacht übrig geblieben ist, mit Brot, das am Charfreitag an das heilige Schmerzenskreuz gelegt wurde, am Charfreitage dem Vieh zu essen gegeben, ist probatum gegen den Viehschelm,“ sagen die Bauern.

Ein Fleckl (Stückchen) Scharlachtuch, von eines Pfennigs Größe, den Kühen im Brot zu fressen gegeben, ist gut gegen den Viehschelm.

In Deutschland näht man etwas Kampfor in Scharlachtuch ein, und hängt es an einem rothen Faden den Kindern um den Hals, als Abwehr gegen das Scharlachfieber.

Es giebt eine Kuhkrankheit, die heißt: „die Kröte“, oder bäurisch: „'s Krötl“, eine Art Klauenseuche. Dagegen wird an vielen Orten diese Sympathie gebraucht: Die kranke Kuh wird auf die Almwiese gestellt und um die Klauen herum wird in den Wasen geschnitten. Wenn die Kuh dann weg ist, wird dieser Wasen von der Erde herausgenommen (er hat natürlich die Form des Fußes), dann steckt man drei Hölzchen derart in die Grassseite, daß sie ein Dreieck bilden und hängt dann denselben in dem Rauchfang oder ober dem Heerde der Sennenhütte auf. Sobald er dürr wird, verschwindet auch die Krankheit. Diese Heilungsart nennt man das „Wasenreißen“.

Anderer bohren ein Loch in einen Baum in der Nähe, stecken ein Stück von diesem Wasen hinein und machen es gut zu, daß keine Luft hinein kommt. Auch dieses soll helfen.

7.

Scherzhafte Zukunftsstrafen.

Der allenthalben in den Völkern mehr oder minder ausblühende Humor blieb auch dem Volke Tirols nicht fern, und macht eine Reihe scherzhafter Strafen für diejenigen namhaft, die das ehelose Leben dem ehelichen mit Absicht vorziehen, oder auch deren Geschick es war, ehelos zu bleiben.

Die Bauern Tirols haben einen natürlichen Widerwillen gegen das Hagestolzenthum beiderlei Geschlechts, am meisten aber gegen das männliche. Allbekannt ist die Scherzrede vom Sterzinger Moos.

Die Tiroler Stadt Sterzing liegt in einem weiten Thalbecken, dessen tiefste Stelle „das Moos“ ist — ein ehemaliger großer Seeboden, demnach feucht und kalt, im Umfang von $\frac{1}{12}$ Quadrat-Meile. In ganz Tirol gilt dieses Moos als ein Sammelplatz der alten Jungfrauen. So wie eine in

die Jahre gekommen ist, heißt es bald genug von ihr: Die gehört ins Sterzinger Moos. Sie müssen dort im nasskalten Moorboden verweilen, und das Moos mit den Fingern nach Spannen ausmessen, bis zum jüngsten Tage.

Nähe über dem Sterzinger Moos erhebt sich der Kockkopf, ein Berg. Auf diesem müssen in den windigen kalten Höhen im Angesichte der armen Schönen des Sumpfes die Hagestolzen jahraus jahrein „Wolken schieben“. Es lagern sich da auch gerne Wolken und Nebel an. Da sprechen die Vorübergehenden dann unter einander: Heut haben die Hagestolzen wieder viel Arbeit!

Die alten Leute behaupten, daß oftmals zur Nachtzeit vom Moos aus die alten Jungfern ein erschrecklich trauriges Geklage austossen, während oben am Kockkopf die Hagestolzen heiseres Geheul herab schreien. Wer zur Sommerzeit Nachts dort steht, überzeugt sich wirklich von dem Mordspektakel. Viele tausend Kröten und Schlammthiere pfeifen und unken, und oben brauset der Wind dahin und rauscht oft wie kreischendes Gebrüll.

Ein anderer Hagestolzen=Strafort ist Petereck im Wipphale. Dort ist ein besonderer Platz in der Nähe, auf welchem die Hagestolzen sich sammeln, um allerlei Arbeiten auszuführen, die von etwas ungeheuerlicher Art sind. Sie müssen „Felsen abreiben“, „Steinböcke salzen“, rings auf dem Gebirge und in den Wildthälern, wo es doch überall keine Steinböcke mehr giebt; sodann Beer=Ameisen ringeln. Beer=Ameise heißt die kleinste Ameisenart, die nun geringelt werden soll, gleich den Schweinen, denen ein Drahting durch den Rüssel gesteckt wird, um sie am wühlen zu verhindern. Ferner müssen die Hagestolzen „Nebel schöbern“, d. h. häufeln, wie man das Heu häufelt; wenn sie nun denken, sie hätten ihre Sache gut gemacht, so kommt die Sonne, die Nebel fahren auseinander, und am andern Morgen geht die Arbeit von neuem an. Andere müssen Linsen linen, das ist aufklastern, wie Scheitholz; da nun aber die Linsen glatt und convex sind, so rutscht jeder Haufen stets wieder ab, und die verzweifelte Arbeit ist umsonst. Noch andere Hagestolzen haben die Aufgabe, den schwarzen Gänsekoth so lange zu kauen, bis derselbe zu weißem Wachs wird.

8.

Das Frühlingswecken.

Von den Volksbräuchen früherer Zeit, die sich meist verloren haben, ist noch einer im Ultenthale und dessen nachbarlichen Höhen und Berggeländen im Schwang, der an das im übrigen Deutschland so häufig verbreitet gewesene, aber auch meist verklungene Tодаustreiben, Sommergewinnen, brennendes Spulrad bergab laufen lassen u. dgl. erinnert. Die Ultener pflegen nämlich gegen das Frühjahr hin, wenn die Saat aufgeht, auf solchen Aeckern, die steil abfallen („anlag“ in der Volkssprache) Reiser

und Strohbüschel anzuzünden, und diese dann brennend hinab laufen zu lassen. Diesen Nachklang altgermanischer Kultübung nannten die Ultener schön und sinnig zugleich „das Frühlingswecken“.

9.

Sirtenkünste.

Wie durch ihr „Frühlingswecken“ die Ultener Ackerbauern gewissermaßen eine magische Kunst üben, so verstehen dergleichen anderorts und in anderer Weise auch die Hirten. So zum Beispiel zieht sich zwischen Inzichen und Sexten im Pustertthale, ein Alpengrund — „das Fischleintal“ — durch rauhes Gebirge hin, in welchem die Hochalpe „Innerfeld“ liegt, welche jährlich mit Galtvieh befahren wird. Eigentlich wird sie „Hinterfeld“ geschrieben, im Volksmunde hat sie jedoch ersteren Namen.

Da ist bis auf den heutigen Tag das böswillige „Innerfeldmannndl“, ein von Neulingen gefürchteter Gast, doch die älteren Hirten sind ihn gewohnt, und vertreiben ihn augenblicklich durch — fluchen.

’S Innerfeldmannndl hat noch keiner gesehen, nur das dumme Vieh vermag seine Anwesenheit wahrzunehmen, welches dann brüllt, springt, stößt und zittert, kurz wie rasend herum poltert.

Seit uralten Beobachtungen kommt dieser unsichtbare Kobold am ersten, zweiten oder dritten Tage, sobald die Heerde im Frühjahr auf die Alpe eingeführt, und in den „Pfarrer“ eingestellt wird. Pfarrer heißt man in dortiger Gegend die Häger (eingezäunte Gehege) bei der Almhitte, darin das Vieh gemolchen wird, und in die man es bei der Auffahrt hinein treibt, um es zum Ueberblick beisammen zu haben, dann wird es erst auf die bestimmten Weiden frei gelassen.

Die drei ersten Tage im Pfarrer sind nun die verhängnißvollen. Da schrecken die Thiere zusammen, und das zeigt das Nahen des unheimlichen Gastes an; nun ist’s Zeit zu helfen. Die Hirten schreien einen ganzen Schwarm von Scheltworten, Schimpfnamen und Flüchen, je ärger — desto besser — und wenn die Viecher nun rebellisch werden und aus dem Pfarrer springen, dann ist alles vorbei, sie sind außen auf einmal ruhig und zufrieden und, was das beste ist, sie sind für immer gerettet vor neuer Tücke.

Es scheint, daß das Innerfeldmannndl dem Vieh in die Ohren bläst oder ihm außerdem unangenehme Empfindungen verursacht, denn man gewahrt oft ein Drehen neckender Wirbelwinde um die Füße des Vieh’s, daß am Boden liegende Blätter und Halme auffliegen und sich wie Kreisel drehen, was das Vieh nicht leiden kann und sich deshalb wild und unsinnig geberdet.

Der Galtviehhirt Andre Steidl, von Inzichen, der verstand es, als der bravste Christ, so mörderlich zu fluchen, und den Teufel aufzubegehren, wie kein Straßenfuhrmann und kein Droschkenführer und gar niemand, z. B.

„Hölln Sakara Teuß! Teuß! Teuß! Teuß! Vermaledeiter Höllenteuß und Sakara-Welts-Hölln-Luada, verdammt's! Da „derschraç“ das Innerfeldmannl und das Vieh, und gaben Fried' und die wilden Viecher sprangen über den Zaun und wurden drüben ruhig und fromm wie Lämmer und haben geäset.

10.

Robblerkünste.

Die Naturwüchsigkeit des Tiroler Bergvolkes äußerte sich früher noch mehr als jetzt, gern im Ringkampf, im schlagen, stoßen, heben, zu Boden schleudern des Ringers nach kunstgerechten Regeln und im Steine werfen. Trußfedern auf dem Hute, Trußleder im Munde, und eine furchtbare „Schneid“ oder „Kurafchi“ im Herzen, zeichneten den Robbler aus vor den andern Burschen eines Dorfes, und es gehörte, um Robbler zu heißen, nicht nur das Bewußtsein, sondern das Vorhandensein einer gewaltigen Körperkraft dazu. Wenn der herausfordernde Zuschauer erscholl, wenn Angesichts eines Gegners die Herausforderung entgegen gesungen ward, wie:

„A frische Bua bin i,
Hab d'Födarn au g'stöck;
Im Raff'n und Schlag'n
Got mi's foana daschröck!“ —

dann entbrannte sehr häufig ein heftiger und oft lebensgefährlicher Kampf.

Einst war die Giste der Robbler ein wildes, unbändiges Volk, gefürchtet im ganzen Lande. Die Raufereien wurden förmlich ausgeschrieben, und Wetten dazu gemacht. Der Robbler trug eine Hahnenfeder auf dem Hute, und litt nicht, daß jemand eine trug, der nicht Robbler war. Robbler mußten auch Trußlieder singen können; kamen ihrer zwei zusammen, so sangen sie erst stundenlang aus dem Stegreif, dann ging's übereinander her.

Es zeigte von unbändigem Kraftsprudel. Man hat Beispiele, daß die Gerichte gegen diese wilden Kämpfer einschritten und durch Strafen oder Ablieferung zum Militär sie zu bezähmen suchten, daß mancher Robbler in den Wald lief und Bäume ausriß, um „seine Hitz auszulassen“.

Es ist etwa dreißig Jahre her, als zu Patsch bei Innsbruck ein bekannter Robbler, da er nicht mehr raufen konnte, also keine Aderlaß mehr erhielt, zu gewissen Zeiten wie ein Wilder auf die Wiese hinaus ging, sich auf den Bauch hinlegte, und wie ein Pferd zu wiehern und zu zappeln anfang, dann mit den Händen, liegend, die Grassackeln herauskrazte und hinter sich warf, mit den Zähnen Wasen herausriß und es abbeutelte, wie die Hunde thun, und dabei mit den Füßen auf und ab schlug, so daß man ihn für rasend hielt. So machte er es eine Zeit lang fort, bis er ermattet wurde, dann hatte er für einige Monate Ruhe. Dessen erinnern sich noch viele Leute.

Die Thaten der Robbler bilden in Sage und Gesang Seitenstücke zu den Gefängen der Serben, welche ihre Räuber so besingen, wie die Tiroler ihre Robbler, welche Käufer dabei nur gemüthredliche Leute, treue Unterthanen und nie weichende Landesvertheidiger waren.

Die Robbler sind, und waren besonders in früheren Zeiten, mit einem gewaltigen Schlagring bewaffnet, der noch dazu in der Mitte mit einem Heiligenbild, meist dem heil. Antonius, versehen wurde — und mit einem spitzen, böse Wunden bebringenden Zähnekranz umgeben ist.

Damit nun diese Schlagringe tüchtig wirken sollen, aber nicht bösartige oder allzu gefährliche Wunden machen, so lassen die Unterinntaler Robbler dieselben in Altötting weihen. —

Dieselben bedienen sich auch folgender Anweisung, ihre natürliche Stärke noch zu steigern:

Am Charfreitage muß man guten Wein in eine Flasche thun, diese fest zumachen und sie in einem Baldameisenhausen vergraben, den man sich im Herbst wohl gemerkt hat, weil er sonst durch den Schnee verdeckt und unkenntlich würde.

Da muß der Wein ein ganzes Jahr drin bleiben, dann nimmt man ihn heraus, und trinkt nur ein klein wenig davon, das verleiht Riesenstärke.

Der Pfeiffer Jakele (Jakob Brazeller), Maurer in St. Nikolaus, und der Pfoeseler Hansl (Johann Dollinger) von Mühlau, waren im Jahr 1807 die ärgsten Käufer und machten aus der Robblerei ein förmliches Gewerbe. Einmal jedoch, im Jahre 1813 auf dem Kirchtag zu Arzl, wurden sie jämmerlich abgeprügelt, so daß sie nach Hause getragen werden mußten. Da meinte einer davon, daß das eine große Schande sei, und daß man diese Scharte ausweihen müsse. Sie kamen überein, ein magisches Mittel anzuwenden, durch dessen Macht kein Robbler überwunden werden kann. Dieses Mittel ist aber ein ganz grauenhaftes und entsetzliches. Wenn eine Wöchnerin mit dem Kinde stirbt, und beide begraben worden sind, so muß man dieselben in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr ausgraben, der Wöchnerin das Hemde abziehen, und sich dasselbe selbst am bloßen Leibe anziehen, darauf uetern 12 Uhr schlagen dreimal um den Gottesacker laufen, dann die Leichen wieder einscharrren und heim gehen. Wer dieses Todtenhemd nun anhat, der siegt überall, ihm selbst kann nichts widerfahren. Diese zwei Robbler thaten genau so, als dort zu Mühlau eine Wöchnerin starb und auf dem Gottesacker begraben wurde.

Der Pfoeseler hatte das Hemde angezogen, aber zu Hause haben sie es in zwei Stücke getheilt, und jeder von ihnen nahm eine Hälfte von seinem Hemde, und ließ es zu einem Ganzen zusammennähen. Nun warteten sie einen Feiertag ab, gingen nach Arzl und suchten hin und her Händler und die Burschen recht „wild“ zu machen, damit sie sich mit einem „tollen Schlag“ rächen könnten. Es kam auch zu einer blutigen Kauferei, wo

die zwei Robbler trotz ihres Talismans so zusammengeschlagen wurden, daß sie sich nicht mehr rühren konnten.

Sie lagen lange krank, da meinten sie, die Theilung des Hemdes sei die Ursache ihres Unglückes gewesen, aber nach und nach machte einer dem anderen Vorwürfe über das frevelhafte Beginnen; es drückte sie die Sünde, den Frieden der Todten gestört zu haben, und es kam so weit, daß es der Pfeiffer Jafele dem Herrn Pfarrer Loringa in St. Nikolaus erzählt hat, welcher die Hände über dem Kopf zusammenschlug und ihnen befahl, sie sollten das Hemd in Gegenwart des Seelsorgers von Mühlau wieder ins Grab zurück geben, und zwar zur gleichen Stunde, in der sie es genommen hatten, und gab ihnen nebstbei eine Buße auf.

Die zwei reumüthigen Robbler thaten, wie ihnen befohlen wurde; der Herr Kurat Peter von Mühlau wohnte bei, als sie das Hemd wieder ins Grab legten, welches derselbe einsegnete und zuscharren ließ, und alles blieb still abgemacht.

Aber der Pfofeler, der Anstifter, wurde gleich darauf melancholisch und endlich ganz irrsinnig, und ist im Jahre 1847 auch irrsinnig gestorben. Der andere ist ein alter Mann, den es oft noch beunruhigt — in Nächten — wie er sagt, und bereut noch heute den Frevel an der Grabesruhe einer Verstorbenen.

11.

Scheibenschützen- und Scheibenschlager = Stücklein.

Das schießen nach Scheiben und das Scheibenschlagen sind nationale Lieblingsvergnügungen der Tiroler Jugend und auch reisender Männer. Auch das geht nicht ab ohne sympathetische oder sonstige Geheimkunst, und auch die Sage nimmt ihren Antheil von diesem Volksvergnügen.

Johann Pair, der Sohn eines Leistschneiders (Bruchschneiders), zu Innsbruck, ein Büchsenmacher, ließ sich an jedem Vorabend, bevor er zu einem großen Schießen ging, tüchtig zur Ader, um sich „ruhiges Blut zu machen“, wie er sagte. Da er nun im Jahreslaufe jedem gehalten werdenden großen Schießen beiwohnte, so konnte es nicht fehlen, daß der Mann sich ruinirte, aber sein Centrum traf er, wie kein anderer, das mußte wahr sein. Er hat das große Hall- und Schalljahr 1848 nicht erlebt, sondern ist bereits 1847 gestorben.

Ein anderer Innsbrucker Büchsenmacher, mit Namen Schlegl, kehrte stets um, wenn er zu einem Schießen ging, und ihm eine Kaze begegnete. Dasselbe that der berühmte Schütze Meggendorfer zu Innsbruck, sobald ihm beim Ausgang ein altes Weib entgegenkam, und ging in sein Haus zurück. Dort verweilte er eine Zeit lang, und ging dann von neuem aus.

Der Schlossermeister Bergmann trägt, wie auch viele andere Schützen thun, so oft er zum Schießen geht, eine „Allermannsharnischwurzel“ bei

sich, und schließt dann ausgezeichnet. Ohne diesen magischen Talisman trifft er nichts. Thut es nun das Bewußtsein oder thut es die Wurzel? Wer kann das wissen.

In einem Weiler, Betttau gegenüber, gingen einmal die Buben Scheibenschlagen. Wie sie mitten in der Unterhaltung waren, krachte es auf dem Bergesgipfel, und sie sahen ein ungeheures feuriges Faß mit schrecklichem Lärm und ringsum fliegenden Funken gerade auf sie herabrollen. Völl Schrecken eilten sie dem Thale zu. Das Faß kam immer näher, und rollte ihnen bis zum Hause nach, in welches sie alle sammt der Thüre hineinfielen. Einer hatte sich den Fuß gebrochen, alle waren mehr oder minder verletzt und mußten ihre Unterhaltung theuer büßen.

Es war in der Nacht eines Scheibenschlagsonntages, als die Burschen von Imst auf ihren Scheibenhügel „Scheibenschlagen“ gingen. Da war aber ein lustiger, verwegener Bube, der wollte seine Kameraden fürchten machen. Er höhnte zu dem Ende einen großen Kürbis in Form eines Todtenkopfes aus, steckte ein Licht hinein und ging so, diesen auf dem Kopfe tragend, in abenteuerlicher Kleidung aus dem Walde heraus den Burschen zu. Sobald ihn diese sahen, ließen sie alles liegen und stehen und liefen davon. Der Verstellte ging lachend zum Feuer hin, blickte aber von dort zufällig auf den Wald zurück, von wo er gekommen war. Doch eiskalt fuhr es ihm über den Rücken, als er von dorthier einen gleichen Mann, wie er war, in furchtbarer Majestät schreiten sah. Gleich nahm er Reißaus, und eilte über Kopf und Hals bis zu den ersten Häusern herab, ohne im Schrecken den Kürbis wegzuzwerfen, und blickte jetzt wieder zurück. Der andere stand am Scheibenseuer. Mit zu Berge stehenden Haaren eilte der Bursche seiner Heimath zu, wo alles, sogar sein Hund, vor ihm floh; er selbst aber, weil er die Ursache nicht ahnte, in immer größere Furcht gerieth, bis einige beherzte Leute die Sache verstanden und dem Zitternden die Maske abzogen. Das furchteinjagen mußte er also mit eigener Furcht und noch dazu mit bedeutenden Unkosten büßen, denn ein Bube hatte beim davonlaufen einen Fuß gebrochen, wofür er verantwortlich gemacht wurde. Wer aber der war, der droben erschien, ist leicht zu denken.

Es mag wohl vierzig Jahre her sein, als die laute Jugend vom Dörflein Perjen in der ersten Sonntagnacht in der Fasten, wie gebräuchlich, auf dem nahen Leitenhügel mit Scheibenschlagen sich unterhielt, und daß die brennenden Scheiben gar lustig hinab flogen. Jedoch einen von den Buben rief ein dringendes Geschäft nach Landeck hinab, daher sagte er zu seinen Kameraden, sie möchten ihm seine Scheiben bei Seite legen, wenn er zurückkomme, werde er auch allein die seinen herabschlagen. Der Bursch wurde lange aufgehalten, und als er spät Nachts zurückkehrte, sah er mit freudigem Staunen, daß die Scheiben heute bis auf den benachbarten Kräherberg, wohl eine Stunde weit, hinüberflogen. Er eilte den Hügel hinauf,

fand aber mit ungeheuerem Schrecken niemand mehr droben als einen einaugigen, gewaltigen Mann mit Hörnern, die sich rückwärts bis auf die Füße hinabbogen, der am Feuer stand und die Scheiben hinaus schlug. Voll Entsetzen eilte er nach Haus, und war lange Zeit krank.

12.

Jäger- und Schützenkünste.

„A Büchsal zum schiaf'n,
An Stoafring zum schlag'n,
A Dianarl zum Hab'n,
Muas a frische Dua hab'n.“

So klingt allüberall durch ganz Tirol das Volkslied, und zeigt, daß das „Büchsal“ vor Allem steht. Und so ist es auch; da ist kein Bauernhof, wo nicht ein Krummschnabel in der Mitte des Zimmers und eine Büchse am Gesimse hängen.

Daher beschäftigen der Aberglaube oder die Sympathie, wie der Bergbewohner sagt, sich lebhaft mit der Kugelbüchse, und mehr als mit jedem anderen Gegenstand.

Eine bekannte Erscheinung an Jagdgewehren ist, daß sie den „Brand“ oder „den Tod“ (die Lödung) verlieren. Damit sie wieder den Brand bekommen, ladet man den Kopf einer Blindschleiche hinein und schießt ihn in die Luft.

Oder man ladet ein Dattermannndl, und schießt es hinaus.

Oder man schießt seine gewöhnliche Ladung auf einen Weiswurm ab, daß er getödet wird; alsogleich bekommt das Gewehr wieder Lödung und Brand.

Wer aber mit einem guten Gewehr auf eine Kaze schießt und sie tödet; dem bleibt dasselbe von nun an verdorben, verliert den Brand, und tödet kein Wild mehr. Eben so ist es, wenn man die Büchse bei aufnehmendem (zunehmendem) Mond frischen läßt, daher läßt der Schütze sein Gewehr beim Abnehmen des Mondes frischen, das erhält Lödung und Brand.

Als besonders wirksames Arcanum, solche verdorbene Gewehre herzustellen, welche man manchesmal für verzauberte, „vermoante Gwöhr“ hält, gilt folgendes. In der Sylvesternacht pußt man das Gewehr recht sauber mit reinem Wasser; dann nimmt man Schusterschwärze (Kupferwasser), schneidet Knoblauch hinein und legt seine Schrotten und Bleikugeln dazu hinein, läßt es einen Tag weichen, nimmt etwas Schrot oder Kugeln heraus und reibt sie so lange, bis sie grau werden, so fährt man fort, bis man zu Ende ist. Diese Kugeln oder Schrotten bewahrt man in einer gut schließenden Büchse, damit der Geruch nicht entweichen kann.

Wenn man mit solchen Schrotten oder Kugeln auf das Wild schießt, so töden sie dasselbe sogleich, es mag getroffen werden, wo immer.

Diese Kunst hat der „Bäckerhansl“ (Johannes Niedermoser) zu Hopfgarten von einem alten Jäger gelernt; er ist jetzt einer der ersten Wild- und Scheibenschützen im Unterinntal.

Eine Meinung ist auch folgende:

Wer bei abnehmendem Monde Kugeln gießt, dem gehen sie gerne zu kurz, d. h. sie sinken; man muß daher beim schießen auf Gams oder Scheibe höher antragen (anlegen).

Die Jäger haben einen Bannspruch, welcher in ein rothes Herz von Wollenstoff eingenäht, in der Schützentasche, im Sack oder am Leibe getragen wird. Die Wilderer tragen dieß Amulet ebenfalls bei sich, und meinen, wenn ein Jäger auf sie schießen wolle, so versage ihm dadurch das Gewehr.

Ein Jäger traf im Jahre 1852 am Mappenberg bei Pleßach einen fremden Wildschützen an, nahm ihm den Stutzen und riß ihm die Wildtasche vom Leibe, der Wilderer selbst entkam ihm durch die Flucht.

In der Tasche fand sich ein solches Amulet vor und wurde dem Forstamte Brirlegg übergeben. Der Reim lautet:

Jesus, Maria und Joseph!
 Stein, Stahl und Eisen halt ein deine Flammen,
 Wie Jesus seinen Namen,
 Pulver, dir nimm ich deine Kraft,
 Durch Maria ihre reine Jungfrauschast.

Darunter stehen neun Kreuze und neun Mondzeichen. *)



Ein alter Jäger, K. zu Angern bei Gurgl, theilte folgendes mit: Man sammelt Blei von alten Kirchhofkreuzen, gießt davon in der Sylvesternacht — zwischen 11 bis 12 Uhr — Kugeln und krast ein † hinein.

Mit diesen Kugeln wird man jedes Wild niederschließen können, selbst wenn es gefeit wäre, und den Bösen sammt seinem Geisterspuk vertreibt man sogleich, wenn man damit drein schießt.

„Sich gefronn machen“ oder kugelfest machen, kann sich ein Jäger durch den Genuß von „Lämmleinbrod“. Im Pusterthale bei alten Gamsjägern ist's noch in Brauch. Dieses Lämmleinbrod muß während der Christmette gebacken werden, von einem Mehl, das während der Mette gemahlen worden, und der Teig muß mit dem Blute eines Lammes angemacht werden, welches während der Mette geschlachtet wurde.

„Gefronn machen“ kann man sich ferner auch dadurch, daß man etwas

*) Aehnliche Zeichen haben auch die sogenannten „Zaubermeßer oder auch Pinzgemeßer“, s. u. Werkzeuge.

eigenes Blut in einen angebohrten frischen Baumstamm hineinrinnen läßt, dann das Loch so verschließt, daß es einwächst.

„Einen zu stöln“ (stellen), d. h. sich selbst untreffbar zu machen, oder einen Verfolger zu bannen, dazu dient dieser Weidmannspruch:

O Jesu, Du kommst vom Himmel gesund,
Und wurdest auf der Erden verwundet;
Gib, daß es so sei —
Daß mich nicht treff' weder Pulver noch Blei!

Spruch, einen andern fest oder „gefroren“ zu machen:

Oben übersieh ich Dich,
Unten überwind ich Dich,
Und in der Mitt bind ich Dich
Mit dem Band, da Jesus gebunden,
Mit Dornenkron und Wunden
An die Säulen an,
Da halt ich Dich fest,
Wie der Baum seine Nest,
Daß Dich kein' Kreatur mehr ablösen kann.

Nach Hersagung eines jden solcher Sprüche muß mit der linken Hand ein Kreuz gemacht werden.

Mit dem Herzen einer ganz schwarzen Kaze, welche aber nicht ein weißes Flecklein an sich haben darf, das in Milch von einer ganz schwarzen Kuh gesotten wurde, kann man sich unsichtbar machen, wenn man es bei sich trägt.

Eben so soll dem Schützen, welcher es bei sich trägt, keine Kugel schaden können, daher die Wildschützen dieses Mittel anwenden. Wenn dann ein Jäger auch auf sie schießt, so macht es ihnen nur ein kleines blaues Mal.

Wer sich eine geweihte heil. Hostie in den Leib, mittelst einer Wunde, einheilt, kann wunderbare Schützenkünste üben.

Im Dorfe Mellau, im Bregenzer Walde, lebt ein Gensenjäger, der in großem Rufe solcher Künste stand.

Dieser „Genserer“, der im Jahre 1796 starb, konnte mehr als andere Jäger, wußte keiner von wui (woher)? Was ein unerhörtes Kunststück war, war das, daß er alle Gensien an gleicher Stelle des Leibes traf, so zwar, daß durch die vielen Häute, welche er zusammengebracht hatte, wenn sie über einander gelegt wurden, ein Loch hindurch ging. Bei seinem Sterben konnte aber dieser Schütz nicht zu Ende kommen, und war voll Angst. Er deutete auf den Ballen der rechten Hand, reden konnte er schon Tage lang nicht mehr, und sterben auch nicht. Man holte Menschen- und Viehdoctor, niemand verstand, was er wollte. Ein Kapuziner, der seine Seele aussegnen sollte, untersuchte ihn genau, und fand wirklich im Ballen der rechten Hand eine heil. Hostie eingewachsen. Er löste das entweichte

Heiligthum heraus, und nun erst konnte der Gamschütz sterben. Er hatte sich diese Hostie einwachsen lassen, welche konsekriert war, und die er aus der Kirche entwendet hatte.

Das haben viele schon gethan, und haben solche Künste vollbracht, wie man weiß und hört. So lange die Hostie nicht aus dem Leibe kommt, so lange kann der Mensch nicht sterben, und müßte er bis zum jüngsten Tage liegen.

13.

Wachkunst und Schlafkunst.

„Ein rechter Gamschütz muß mit dem Schlaf nit viel Bekanntschaft haben, sonst g'hört er der Raß! — Wenns halt z'lang andauert, so packt auch den Rüstigsten der Schlaf;“ so sagen die Gamsenjäger, daher haben dieselben folgende Mittel gegen den Schlaf:

„Trage eine Fledermaus bei dir, dann bekommst d' keinen Schlaf.“ — Oder: „Verfertige dir oder suche ein „Wachbeutel“ zu bekommen. Man macht sich dieses so: Fange Frösche, stich ihnen die Augen aus, und lasse sie wieder lebendig ins Wasser hinein schwimmen. Die Augen aber umhülle mit dem Fleisch von einer Nachtigall, und nähe alles in ein kleines Flecklein von Hirschhaut. Das Beutelnchen hänge dir um den Hals; so kommt kein Schlaf durch viele Tage, und bist trotzdem gleich stark zum steigen und könntest sogar mit den ärgsten Robblern es wagen.“ — Oder: Hänge ein Rabenherz um den Hals, so meidet dich der Schlaf. — Oder: Wann die Sonne im Zeichen des Löwen ist, sammle weiße Lilien, vermische sie mit dem Saft der Lorbeeren und lege alles in ein Mistbett hinein. Nach einiger Zeit wachsen Würmer daraus; von diesen mache ein Pulver, leg's um den Hals in einem Beutel — dann schläfst du nicht mehr.

Einem ein „Poasat“ (Poffen) anzuthun, wissen die Jäger eine Kunst, die sie jedoch von den Melplern erlernt haben, daß einer drei Tage fort schläft, ohne zu erwachen. Sie streichen einem Schlafenden auf die Schläfe Saumilch (Schweinemilch), dann wacht er drei Tage lang nicht mehr auf.

Dies gilt als Neckerei; jedoch das weiß jedermann, daß nach vielem herumsteigen in den Bergen der Jäger vor lauter Müdigkeit fast nicht schlafen kann, wenn es sich gehören thäte, wie z. B. wenn's Tage lang stürmt und wittert oder Nebel ist. Da wär' ihm ein guter Schlaf wohl zu gönnen und würde ihn auch stärken.

Darum hat für solchen Fall ein kluger Jäger einen „Schlafapfl“ bei sich, den legt er sich untern Kopf; nun mag er auf einem Stein liegen, so wird er so gut liegen wie auf dem weichsten Moos. Der Schlafapfel ist gar leicht zu finden; es ist nichts anderes als der rothe oder gelbe Anwuchs an den wilden Rosensträuchen, der wie ein Moos aussieht, und den jedes Kind kennt.

14.

Soldatenstücklein.

Zauber mittel, Zaubersagen kommen auch beim Soldatenvolke vor, und mögen in früherer Zeit noch häufiger als jetzt gewesen sein.

Der Gemeindediener zu Bóran ober Meran war ein guter Schütz; er hieß Matthias Bóggeler. Er mußte unter General Laudon mit den Schützen durch Langtaufers über den Ferner entfliehen, um im Inntal sich an den Landsturm anzuschließen. Wie sie so dahin marschirten, kam ein flinker Jäger auf den Bóggeler zu, welcher aber nichts als eine Gabel in der Hand hatte, und mit dieser fuhr er dem Schützen aufs Stutzenrohr und sagte: Mit Verlaubniß zu fragen, wie viele hast Du erschossen? Da verspürte der Bóggeler, daß er völlig gefroren sei, und hatte Angst über den unheimlichen Jäger, der mit seiner Gabel solche Gewalt ausübte. Aber er half sich aus der Schlinge, indem er antwortete: Ja mein guter Landsmann, man hat im Krieg keine Zieler.

Darauf ging der Andere brummend weiter, welcher niemand als der Teufel selbst war, der ihn geholt, sobald er angegeben hätte, wie viel er Menschen erschossen, denn dann hätte er Macht über den Bóggeler gehabt.

15.

Antwünschung.

Daß es eine geheime Kunst und Mittel gebe, Jemand „öppas ankleppen machen“ (anwünschen, anfluchen) zu können, ist ein weitverbreiteter Glaube auf den Alpen, und dieser Glaube steigt auch tief herab ins Inntal und ist überall heimisch geworden.

Zwei Weibsbilder zu Böls, welche kaum $\frac{1}{2}$ Viertelstunde von den Weinbergen von Ried wohnten, gingen im Herbst nach der Winntzeit, wie es überall der Brauch ist, in benannten Weinberg, um Weinlaub für die Geißen zu klaben.

Sie kamen in Streit, da sagte die Eine zur Andern, welche nur zwei Geißen besaß: i wóllt Deini Goas varókat'n! — und am anderen Tage lagen beide Geißen tod in dem Stalle. —

16.

Vermeinung, Verneidung.

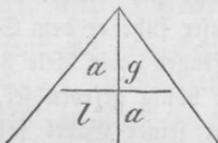
Menschen und Vieh können durch böse Leute, wie bereits oben angeführt wurde, „vermeint“, d. h. berufen, beschrien werden. In manchen Thälern Tirols heißt dieser Zauber auch „Verneidung“, einfach „Reid“. Zum Glück giebt es dagegen auch Mittel.

So unter anderen gegen Vieh-Vermeinung dieses:

Nimm Erde vom neuesten Grabe auf dem Kirchhofe, und zwar dreimal

mit der rechten Hand und gieb sie jedesmal in die linke, und sage beim ersten Handvoll: im Namen Gottes des Vaters, beim zweiten: im Namen Gottes des Sohnes, beim dritten: im Namen Gottes des heiligen Geistes, Amen. Hernach bete zur heiligen Brigitte um Hilfe und Beistand, hernach gieb dem Vieh etwas davon mit geweihtem Salz ein. Es muß aber am heiligen Brigittatage geschehen, sonst ist die Mühe fruchtlos, und der Zauber ohne Wirkung.

Gegen böse Hexen- oder Teufswetter mache vor's Haus oder an den Stadl, oder an Bäume, oder wo du willst, dieses Zeichen:

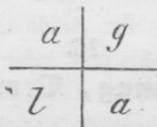


Zu oberst an die Spitze stecke ein Messer hinein, daß die Schneide davon über sich stehe. Wenn das Wetter kommt, drehe das Messer, ohne es herauszuziehen, so, daß die Schneide gegen die Seite hingewendet ist, wo das Wetter herzieht; du darfst aber dabei kein Wort sprechen, sobald das Zeichen und das Messer eingesetzt ist, als nur: „im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, und im Namen aller heiligen Engel.“ Da wirst du Wunder sehen, wie das Wetter davon flocht (flieht), oder ohne Schaden vorbeigeht.

„Ist gar gut, wenn man diesen Segen oder Bann mit dem bekannten fürnehmen Pinzgermesser macht, thuts auch ein anderes im Fall der Noth und mit gutem Vertrauen.“ —

Glück mit dem Vieh zu haben, kaufe am St. Martinstag ein Pfund Fleisch, dazu Semmelbrod, gieb es an diesem Tage den Kühen „um Gottes Willen“ zu fressen, so hast du gutes Glück damit. —

Eben so dient am Butterrührbaum gar trefflich als wirksames Mittel: Wenn das Butterrühren nicht mehr geht, so nimm Weibbrunn an einem neuen Sonntag in ein Pfännchen, laß ihn neunmal sieden, gieße ihn dann in den Rührkübel, nachdem an dem Boden desselben folgendes Zeichen eingegraben worden ist, da wird es eine treffliche Butter.



17.

Der Melchstrick.

Ein Hexenstücklein ganz eigenthümlicher Art ist der „Melchstrick“ (Melchstrick), wie schon oben bei den Hexensagen erwähnt.

Man glaubte, wenn man einen Strick bekomme, an welchem eine Kuh längere Zeit gehangen hat, so könne man ihn durch geheime Kunst so bereiten, daß man davon täglich diese fremde Kuh ausmelken könne, man möge sich mit dem Stricke befinden, wo es immer sei.

Hinter Ellenbog im Dextthal, etwa eine Stunde vom Holzgau, wenn man nach dem Tanberg geht, kommt man zu einer Stelle, welche man „Bettler Umkehr“ nennt; da steht ein Büchschenschuß weit davon ein Bauernhaus, „in der Brenta“ genannt.

Dort erzählt man: Der Besitzer, Franz Wolfegger, hatte einen Streit mit dem Nachbar, der ihn nicht durch seinen anstoßenden Grund fahren lassen wollte, wenn er Futter heimführen mußte. Da hat er diese Wiesen verkauft, und ist nach Niederland auf Maurerarbeit gegangen.

Aus Rache hat er aber einen Strick mitgenommen, an welchem der feindliche Nachbar die Kühe im „Scher“ (Sommerstall) angebunden hatte, und hat dort in Niederland von diesem Strick des Nachbarn seine zwei Kühe ausgemolken. Dieses Stücklein hat der eigene Bruder des Franz Wolfegger dem Hafner Brevang vor etwa zwölf Jahren noch für wahr und wahrhaftig erzählt.

18.

Alpen-Verfluchung.

Von Fend oder Vent (im Niederthal unterm Dextthaler Ferner), zwei Stunden entfernt, liegt eine „Ochsenhütte“ (Almhütte), welche seit undenklich vielen Jahren verlassen wurde, denn ein augenscheinlicher Unsegen ruht auf dieser Alm. Daher ist schon lange das Dach fort und nur die Mauern stehen noch als Zeichen einstiger Rührigkeit.

Von hier aus überblickt das Auge drei große Fernerthäler, die sich zu einem Eismeere vereinen. Ein Ferner steigt fast senkrecht mit tausend Zerklüftungen hernieder, wie ein großer gefrorener Wasserfall anzuschauen, und rechts ruht ein ungeheures Eismeer, während der Beschauer auf grünem Weideboden steht. Und keine einzige Kuh kann hierher getrieben werden, so oft es auch versucht wurde, denn der Boden wurde einst verflucht und seither unbrauchbar.

Zu jener Zeit, als der Urähnl noch lebte — und auf dieser gesegneten Milchkafer die beste Butter und Käse bereitet wurden, da kam eine arme Wanderfamilie an, die wie Zigeuner herumzog, und übers Wiedenjoch und Schnals ins Pinzgau reisete, und bat, da schlechtes Wetter einfiel und es Abend war, um Herberge. Der Oberhirte oder Kafer aber hatte kein Erbarmen; eben so wenig die Almleute, die sich eben versammelt hatten. Sie verspotteten sogar die armen Heiter, bis endlich der Schäfer selbst sie barsch mit den Worten von der Hütte schob: Bleibts außen bei den Schafen und Geißen im Stall! Sie folgten dem Befehl, und in der Nacht fanden sich

die vier Leute um ein Kind vermehrt. Dennoch wurden sie am Morgen fortgewiesen. Da machten sie sich auf zur Weiterreise, aber der Vater verfluchte vorerst die Alpenflur und sprach: So sollt Ihr Schäfer bleiben bis zum Gerichte Gottes, und nie mehr Kuhhirten und Däher sein. Und das Gras Guerer Alm soll kein Kind mehr nähren. Im selben Jahre noch starben Kühe und Dähen, vierzig der schönsten Kinder, am schwarzen Brand. — Man muß noch bis jetzt die Dähen abhalten, damit sie nicht dahin kommen; aber fast zweitausend Schafe haben dort ihre Weide, wie in keinem Theile Tirols.

Man hört oftmal die einstmaligen Hirten jammern und sieht sie als traurige Schatten herumschleichen.

19.

Die Zweiflbücher.

Im Tiroler Landvolk lebt der Glaube, daß es Bücher gebe, in welchen alle möglichen magischen Mittel geschrieben oder gedruckt stehen; es nennt dieselben aber niemals Zauberbücher, sondern Zweiflbücher. Originale dieser Bücher sind fast nicht mehr aufzutreiben, obschon es deren viele gegeben haben soll. Die Sorgfalt der weltlichen wie der geistlichen Behörden hat sich sehr lobenswerth bemüht, solche gedankenverwirrende und verderbliche Bücher dem Volke zu entziehen. Der volksthümlische Name derselben ist keineswegs davon abzuleiten, daß das Volk gegen diese Bücher Zweifel gehegt oder hege, im Gegentheil, es hatte an dieselben einen Berge versetzenden Glauben, und es blickt nur der im alten deutschen Worte *Zwivel* enthaltene Gegensatz gegen das rechte, von Gott gebotene, gegenüber der trostlosen verzweifelten Teufelsmacht, die stets das entgegengesetzte, das unrechte thut, aus dem altüberkommenen Worte hervor.

Selbst Gebete zur heil. Corone und zum heil. Martin um irdische Schätze, statt um himmlische, gehören in jenes dunkle Bereich, obgleich man meinte, daß das „Geld bringen machen“ durch Hilfe gewisser Gebete, Gelübde und Segnungen im Namen der genannten Heiligen durchaus dem göttlichen Gebote nicht zuwider sei. Aber sehr schwer ist bei alledem die Erfüllung der Vorschriften, um im Gnadenschutze von St. Corone zu Schätzen zu gelangen. Tiefes Stillschweigen, fromme Kasteiung, Beichte und Communion, beten von 93 Vaterunsern und Avemaria, 7 Credo, dann durch drei Nächte die besondern Gebete zu der Heiligen, dann am Martiniabende und am darauf folgenden Tage wieder 5er Vaterunser, u. s. w. wie zuvor, und dann noch die Gebete: Vier Ermahnungen an die Heiligen und ein Schlußgebet. Kommt nun ein Geist, so wird auch dieser durch Gebete beschworen, und wenn derselbe fragt, was das Begehren sei, so lautet die Antwortformel in aller Bescheidenheit: Ich will Gottes Huld, Gnade und

Barmherzigkeit, gute Gesundheit und langes Leben, auch einen verborgenen Schatz mit neunundneunzigtausend Dukaten gangbarer Münze; nach diesem zeitlichem Leben aber die himmlische Freude und Seligkeit. Amen. Kommt aber kein Geist, so ist das ein Zeichen, daß Gott dem Herrn der Wunsch nicht wohlgefällig ist, und derselbe in seiner Weisheit es für besser hält, der Mensch lebe in Armuth und Demuth, statt im Besiz von neunundneunzigtausend Dukaten. —

Noch geht auch die Rede von einem „Zweihundfünfzig Messenbuch“, das, wenn ein Mensch es bei sich trage, gegen allen bösen Zauber schütze; ein Alpenjäger könne sich dann nicht „erfallen“ u. dgl. Schußgewährung. Wahrscheinlich enthielten solche Bücher, wenn sie wirklich vorhanden waren, Gebete und Segen gegen allerlei Unglück, und wurden mißverstanden.

20.

Magische Geräthe.

Mehrere Geräthschaften giebt es, die vorzugsweise zur Uebung gewissen Zaubers dienen können.

Diese sind zunächst das Pinzgermesser, das Pfaffeneisen und das Kreuzeisen der Saltner, dann auch noch das Schrettlgatter.

An Messer knüpft sich ohnehin auch im übrigen Deutschland mancher Aberglaube, besonders wenn sie mit drei Kreuzen versehen sind.

Wenn einem vom Tisch ein Messer auf den Boden fällt und es bleibt mit der Klinge im Boden stecken, so zeigt es an, daß ein Fremder ins Haus kommt — oder Besuch von Ferne her. Sonach gehört das Messerfallen zu den „Boarweilungen“.

Wetzgermesser verlieren auch, gleich Schießgewehren, die Töbung. Man soll mit ihnen niemals frisches Brot oder Käse anschneiden; ein allgemein verbreiteter Glaube in Tirol, wie in Deutschland ist der, Messer nicht mit offener Klinge auf den Rücken zu legen.

Das Pinzgermesser ist sehr eigenthümlich geformt und gearbeitet. Auf der einen Klingenseite ist I. N. R. I. eingravirt, die andere zeigt neun kleine Halbmonde und darüber neun kleine Andreaskreuze, so X. Diese Klinge hat außerdem die Form eines Schnitzers. Am Hest befindet sich nächst der Klinge eine Messingumfassung, zwei Zoll lang, mit feinen Verzierungen; auf dem glatten Beigriff zeigt sich zu beiden Seiten eine von einem Hunde verfolgte springende Gemse. Der Griff ist oval-rundlich.

Die Klinge eines solchen Messers auf Blutungen festgedrückt, stillt letztere augenblicklich.

An eine Thüre gesteckt, kann keine Trude in das Zimmer kommen, mindestens nicht durch diese Thüre.

Wenn der Wirbelwind einen Heuhaufen packt und in die Luft führen will, und man wirft so ein Mondschein- und Neunkreuzmesser darauf, so

bleibt alles Hen ruhig liegen. Es bricht allen bösen Zauber. Bei bösem Herenwetter in die Luft geworfen, verwundet das Pinzgermesser die Here, die das Wetter braute.

Des Pfaffeneisens wurde oben schon gedacht. Man kennt dasselbe vorzugsweise nur in der Umgegend von Rettenberg und Schwaz. Es unterscheidet sich von andern Hufeisen meist dadurch, daß es nur drei Böcher hat. Teufelsrösser haben auf hohen Alpen und ehemaligen Saumpfadern solche Eisen verloren. Jeder siebente Stamm einer Schmiedefamilie wird der Auszeichnung gewürdigt, ein solches Teufelsroß zu beschlagen, das früher eine Pfaffenköchin oder Haushälterin war.

Das Eisen diente, gleich der ebenfalls schon erwähnten Metallkugel der Venetianer, an einem Faden aufgehangen und am Finger gehalten, zur Schatz auffindung.

Das Kreuz Eisen der Saltner ist vorzugsweise in Südtirol im Gebrauche und dort von großer magischer Bedeutsamkeit. Es ist ein Werkzeug der Weinbergwächter oder Saltner (doch heißen in manchem Gau auch Ochsenhirten, welche über hundert Stücke Ochsen austreiben, Saltner). Fast könnte man sich versucht fühlen, die Bedeutung dieses Wortes im mittelhochdeutschen selten zu suchen — spricht doch der Tiroler auch Galtvieh statt Geltvieh — und zwar in Beziehung auf die seltsame und wunderliche Gestalt und Erscheinung dieser Wächter, welche einer Schilderung schon deshalb werth ist, weil sich durch diese das Werkzeug mehr erklärt.

Dem Reisenden um Meran begegnen zur Zeit der Traubenreise nicht selten sehr auffallende und schreckhafte Gestalten.

Der Saltnerhut ist ein „Krapfenhut“ mit breiten Krämpfen, rundum mit den buntesten Hahnenfedern aufgepußt, die der Saltner im Dorf durchs ganze Jahr gesammelt hat, so bunt übersteckt, daß man vom Filz gar nichts sieht. Außer diesen hunderterten von Federn hängen rund herum Stachorn- und Fuchsschwänze über die Krämpfen herab, so daß er nur mit Mühe durchblicken kann, und der Wanderer fast gar nichts von des Saltners Gesicht sieht. An den spitzigen Ausläufen des Krapfenhutes sind ausgestopfte Dachköpfe mit aufgesperstem Rachen angebracht, oder auch anderes Gethier, je wilder, desto besser. Das so gebildete Huthdreieck sitzt der Quere nach auf dem Kopf, eine Gallerie von Federn, Schwänzen und wilden Thierköpfen mit aufgesperren Rachen.

Der knochige Körperbau des Saltners trägt bei feierlichen Gelegenheiten und Sonntags stets ein rothes Wams, breite lederne Hosenträger darüber, Bauchbinde mit Pfauenfederkielen weiß ausgenäht, kurze lederne Hose, weiße Strümpfe, zwischen Hose und Strümpfen blickt das nackte Knie hervor. Statt der Joppe trägt er einen schwarzledernen Koller ohne Kragen, die Ärmel daran sind von der Achsel bis zum Ellenbogen nach spanischer Art aufgeschlitzt, so daß das weiße Hemd grell durchscheint. Dort ist eine eigene

große Seitentasche links, welche für das Kreuzzeisen Platz genug hat, denn es ist wenigstens einen Schuh lang, nicht ganz so breit, und fast ein Pfund schwer, besonders die alten Eisen, die neuern sind leichter, während die alten Saltner die Wirkung nach dem Gewicht berechneten und das Eisen zum Dreinschlagen gebrauchten, wenn just der Teufel in ihre Nähe kam.

An den Knöcheln trägt der Saltner eine Art Gamaschen von Leder. In der Hand hat er eine mächtige Hellebarde nebst einer Ruthe. An der Hellebarde ist ein langer Spieß, dann hat er noch einen Stock, einige Pfeischn von Schweinszähnen an gelben Ketten am ledernen Koller hangend, einen Löffel, eine Pistole und ein Messer, „die Groadt“.

Er tritt vom „Hohen Unserfrauentag“ bis „Kirchtag“ in den Wachdienst. Nun geht er in den Berg, und wohnt in einem „Lueg“, das ist ein kleines pyramidales Strohdächlein, den Triangulirungspyramiden aufs Haar gleichschend.

Indeß streift er meist im Berg herum, straft die Weintraubendiebe oder liefert sie ein, je nach Größe des Frevels.

Sein Kreuzzeisen pflanzt er gern neben sich auf über Nacht und schläft und ruht ein Stündlein, denn schlafen soll er eigentlich gar nicht — obgleich er nur fünfzig bis sechzig Gulden Lohn hat.

Seine Wachsamkeit zu zeigen, muß er zu gewissen Zeiten den „Spießschreien machen“; er streift oder streicht mit der Spitze der Hellebarde über eine Mauer so kunstgerecht, daß sie einen lauten grellen Ton hervorbringt, den man „weitmächti“ hört. Sie müssen sich lange einüben, bis es der Saltner zur Virtuosität auf dem „Spießschreien“ bringt. Auf diese Weise weckt er auch die Leute zu gewissen Zeiten auf, wo er vorbeizieht.

Das Kreuzzeisen besteht aus zwei an allen Enden zugespitzten, nicht abgerundeten, sondern viereckten, scharfkantigen Eisenstücken, ist mit Sternen und Kreuzchen geschmückt und hat diese Form:



Soll dasselbe recht wirksam sein, so läßt der Eigenthümer dasselbe, nachdem es ohnehin in der Pfarre Mais bei Meran (Untermals) geweiht worden ist, noch ein ganzes Jahr in der Kirche unter dem Hochaltar versteckt liegen. Der Saltner trägt dieses Eisen in der innern großen Seitentasche des Lederrockes, steckt es Nachts auf seine Hellebarde, und zur Zeit, wenn schlechtes Wetter ihn zum Unterstand nöthigt, zur Seite an einem Pflock und schläft wohl auch so sicher und beruhigt daneben, als wenn er von hundert Garden bewacht würde.

Manche Saltner erzählen Wunderdinge von der Kraft solcher Eisen, wie z. B. der Franz Gapp, der auch zu Algund sieben Jahre Bodensaltner war, aber seit 1849 im Grabe ruht. Ebenso der noch lebende „Warter Luis“, Saltner von Algund, kann aber wegen Alter nicht mehr den beschwerlichen Dienst übernehmen. Er ist jedermann wegen seinem weißen Bart bekannt, und wird von den Algundern mitleidvoll unterstützt, denn er ist ganz arm.

Algund nahe steht ein Winzerhof, „beim Schoat'nguata“ genannt, wo vor einigen vierzig Jahren ein bißchen gar zu flotte Dirnen wohnten, und es gern sahen, daß, je mehr desto besser, zu ihnen lustige Bursche ins „Madlerwalken“ kamen. Man nennt dort das Fensterln „Madlerwalken“. An andern Orten heißt man's „aufs Gasl gehn“. Da fand sich auf einmal allnächtlich ein feiner schöner Gesell ein, der mit ihnen so zärtlich reden, singen und kosen konnte, daß sie ganz vernarrt in ihn wurden, und sich leichtsinnig hätten zu allem verleiten lassen, wenn nicht noch zur rechten Zeit ihr Schutzengel ein Saltner geworden wäre. Es ging nämlich der „Maretscher Naß“, Bodensaltner des Ortes, der im Maretscherhof wohnte, welcher neben dem Schoat'ngut steht, nachdem er die Kunde gemacht hatte, Mitternachts vorbei und sah und hörte am Fenster den kecken Gesellen die bethörten Dirnen unterhalten. Das ärgerte ihn gewaltig, denn der Naß war ein frommer, gottesfürchtiger Mann; er näherte sich und staunte nicht wenig, am Gesellen Bocksfüße und einen glühenden Schweiß hintenausgestreckt zu erblicken. Das ist der leibhafte Teufel selbst, dachte er sich. Warte, dich werde ich zurechtweisen. Er nahm sein Kreuzeisen zur Hand und sprang ihm zu und befahl ihm, augenblicklich von dannen zu fliehen. Aber der Böse wollte nicht folgen, sondern setzte sich trotzig zur Gegenwehr, jedoch der Maretscher Naß schlug mit dem Eisen auf ihn derb drauf und der Satanas entfloß rauschend und flammend, und ließ nichts als gräulichen Gestank zurück. Darauf hielt der Naß den erschreckten Mädchen eine Bußpredigt, und sie wurden fromm und brav.

Auf dem Hofe „beim Hall am Frauenberg“, ohnweit Untermais, wurde lange ein altes Kreuzeisen aufbewahrt, das dem Algunder Boden-Saltner Peater gehört hat, der es gegen böse Herenwetter und allerlei Unglück sehr werth hielt. Einst warf er damit eine Here auf den Fuß, und da machte es ihr eine Wunde, die nimmer geheilt werden konnte. Doch hatten auch ihm die Heren sehr übel mitgespielt.

Der Franz Gapp war Saltner bei Algund, er ist im Jahre 1849 gestorben. Derselbe wurde einmal von einem Bauern in der Gegend gefragt, was er thun solle, indem er auf dem Wege, den er manchmal zur Nachtzeit passiren müsse, einen unheimlichen Schatten sehe, welcher gewiß kein gutes Wesen sei.

Der Franz gab dem Bauer den Rath, dort ein Kreuzeisen aufzustecken. Der Bauer that es, und seitdem war nichts mehr zu sehen und zu hören.

Das Schrattlgatter hat die unmittelbare Bestimmung, gegen das schon oben S. 269 erwähnte Schrettel oder Schrattl zu dienen. Eine volksthümliche Mittheilung darüber lautet wörtlich:

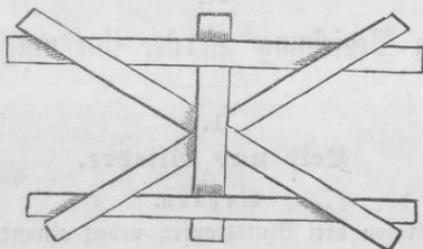
Im Mittelgebirge um Innsbruck und Hall und hinab ins Unterinntal — sowohl in Dörfern, wie auf Einzelhöfen — eben so auf den in den Bergen liegenden Alpen ist „d'Schrattl“ oder „s'Schrattl“ ein gefürchtetes Etwas, was noch kein Mensch gesehen hat, aber fürs Vieh gerade das ist, was für den Menschen die Trud ist.

Es sucht Kühe auf, welche es so drückt, daß sie dann den Kopf nicht mehr in die Höhe bringen, weil der Rücken ganz gelähmt ist, „s' hat'n Schrattldruck kriegt“, auch andere Gliedmaßen drückt d'Schrattl lahm.

Kommt's über Schweine, dann strecken sie alle vier Füße von sich und liegen wie tod da.

Auch Könighasen (Kaninchen) drückt es z'samm, und gar gerne die Hennen. Vor dreißig Jahren ist's im Bauernhof zu Windeck ober Hall passiert, daß man s'Schrattl gespürt hat, wie es in den Hühnerstall hineingegriffen hat, um die Hühner abzufuchen und zu drücken, und die es erwischt hat, sind z'Morgits ausgestreckt drin gelegen; man hat die andern gerettet, indem man ein „Schrattlgatterl“ in den Hühnerstall aufgehangen hat.

Schrattlgatterl kennt fast jeder Bauer und ist leicht zu verfertigen mit



fünf schmalen Spänen; von geweihtem Palmholz in einandergeschoben, hält das Schrattlgatterl von selbst, ohne daß es braucht genagelt zu werden.

Hat man kein geweihtes Palmholz, so hat man sich auch mit anderem Palmholz, ja auch mit anderem Holz gut geholfen. Es scheint, daß dieses Schrattlgatterl d'Schrattl gar nicht leiden mag; denn wenn man es im Kühstall oder wo immer ob der Thüre aufhängt und d'Schrattl sieht es, so eilt es flugs davon, als ob's zornig wär ob dem Gatterl, und man ist sicher. Daher soll es in keinem Stall fehlen, um so mehr, weil's keine Unkosten macht, und wenns nichts nützt, so schadet's auch nichts, meint der alte Windegger-Seap (Josef Köppler von Windeck am Tulferberg, Bauer von Aldrans bei Innsbruck).

Man hat auch d'Schrattl gezogen, daß es andere Schäden im Stall mache, z. B. Zusammenhängen zweier Kühe in eine Kette, Vermeinungen und Verzauberungen beim Vieh; doch das scheint nur aus der Luft gegriffen,

weil man keine sicheren Beweise hat. Das Drücken ist klar und wird von hunderten glaubwürdiger Leute bestätigt. Man hält dafür, daß das Schrattl ein paar Brazen mit langen Fingern hat, fast krallenartig, daher entwischt nichts mehr, was es ergriffen hat. Soll bei Tag in den dichtesten Wald versteckt sein und nur bei der Nacht ausgehen, daher hat man es noch nicht gesehen und ist ein mysteriöses Ding.

Hieher gehört auch noch der Bergspiegel, mit dem schon manche versucht haben, das Zeisignest zu finden.

Es wird ein Schaff mit Wasser unter einen Baum gestellt, und ein Glaspiegel in solchem Winkel darüber gehalten, daß die Abspiegelung des Baumes im Wasser in dem Spiegel erblickt wird. Ist aber nicht erprobt.

Der richtige Bergspiegel, den die Venediger-Maundl gebrauchten, war von Metall, und doppelt; man sah mit ihm in das Innere der Erde, in fremde Länder, in verschlossene Zimmer. Nur ein „Weißsonntagkind“ (s. u. Kalenderaberglaube) konnte einen solchen Spiegel besitzen; der das größte Meisterwerk der Venetianer-Künste war.

Die Wünschelruthe, eines der wichtigsten magischen Geräthe, siehe unten unter Haselstrauch.

II.

Der Mensch in Beziehung zu der ihn umgebenden Natur.

1.

Leib und Glieder.

Gehirn.

Im Gehirn liegen drei Blutstropfen neben einander. Fällt der linke Blutstropfen herab, so wird des Menschen linke Seite gelähmt; der rechte, so trifft die rechte Seite der Schlaganfall. Fällt der mittelste Blutstropfen, so bleibt der Mensch auf der Stelle tod.

Haare.

Die Tiroler Bauern halten ungemein viel auf tägliches austämmen der Haare, denn wer ungekämmt früh aus dem Hause geht, über den haben die Heren Macht, und ebenso der Teufel; einem solchen Ungekämmtten kann alles Ueble angethan oder „angewünscht“ werden. Eben so soll niemand „ungewaschen“ ausgehen.

In ungekämmttes Haar nistet gern die Perchtl, wenn sie einem zufällig begegnen sollte, der das Gebot der Reinlichkeit hintansetzte, etwas hinein, sollten es auch nur kleine oder größere Läuse sein. Die Heren aber

*) Gispertl oder „'s Gispertl“ heißt die feine Zugluft, die selbst durch Schlüßellocher pfeift und anbläst. Sie wird in Tirol fast dämonisch personificirt.

führen durch die „Windgispel“ Krankheitstoffe auf die Köpfe. Desgleichen soll auch niemand in Stube oder Kammer Unreinigkeiten, Haarwuzeln, Gubern, Fleckl und Papierschnitzel umherliegen lassen, sonst bekommen die bösen Menschen Macht zu „Vermeinungen“. Ethischer Glaube, der Reinlichkeit lehrt.

Dhren.

Ueber das Dhrenklingen lebt in Tirol derselbe Aberglaube, der im übrigen Deutschland auch heimisch ist. Klingt das rechte, so wird irgendwo Gutes von dem gesprochen, dem das Ohr klingt; beim klingen des linken Dhres findet das Gegentheil Statt. Denkt man an die allensfalligen Sprecher, so hört, wenn man in Gedanken den richtigen trifft, das klingen alsbald auf.

In Alpbach und den Nachbarthälern heilt man das Dhrenweh auf folgende Weise:

Ein krankes Dhrlappel wird an einen Hackstock gehalten, daneben stellt sich einer mit der Stockhacke, erhebt sie und thut, als ob ers abhacken wollte, er thuts aber nicht, sondern ruft dreimal: Dhrwiz'l foid! oder er schlägt mit dem Stockhacken auf die Roi, und schlägt dann dreimal auf den Stock. Es ist probat. Kinder werden mit Gewalt an den Hackstock gehalten, und möglicherweise helfen Furcht und Angst mit zur erfolgreichen Cur.

Nase.

Kizeln in der Nase zeigt das baldige erfahen einer Neuzigkeit an. Im rechten Flügel Kizel verspüren, zeigt diese Neuzigkeit als eine angenehme an, im linken als eine unangenehme. Das linke gilt immer als übelbedeutend, ungelegen, täppisch, tölpisch, als Unrechtes, Gegensatz des Rechten.

Der „Helf Gott!“-Wunsch wird in Tirol also erklärt:

Es war einst eine böse Krankheit, fast wie die große Sterb, im Lande; sie endete schnell mit dem Tode, wenn man nieste.

Nichts konnte helfen, bis ein frommer Klausner den Leuten den Rath ertheilte, sie sollen geschwind sagen „Helf Gott!“, wenn den Kranken das niesen ankam. Die Leute thaten das, und alsobald genasen die Kranken, daher sagten Andere später auch „Helf Gott!“ und der Dankende rief „Bergelts Gott!“, nämlich den Wunsch. Dieses ist bis auf heute noch der Brauch bei den Bauersleuten; aber die Herrischen sagen: „G'sundheit“ oder etwas in einer andern Sprache, und das gefällt den Bauern nicht, weil sie gerne Gott die Ehre lassen.

Gähnen.

Mit dem Gähnen fahren den Leuten leicht böse Dinge in den Leib. Ein uralter Brauch ist daher noch jetzt erhalten, daß sich der Gähnende alsogleich beim öffnen des Mundes bekreuzt, und zwar im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, damit nichts böses in den Mund komme. Wär' gut, meint der Butterer Nagl in der Lied: „wenn sich die bösen Weiber ihr weites Maul auch bekreuzten, damit nix Böses heraus käme.“

Zu den ungeschlachten Näkeln und Rüpeln, die gegen jedermann ihr Maul gähmend sperrangelweit, wie ein Stadelthor, aufreißen, ohne die Hand, wie sich ziemt, davor zu halten, sagt man in Deutschland: Ich danke, daß Du mich nicht verschlungen hast. Eine sonstige Bedeutung hat das Maulaufreißen in keiner Weise.

Kröpfte, Warzen.

Kröpfte und Warzen, erstere in Gebirgsländern vorzugsweise heimisch, vertreibt der Volksaberglaube mit dem Bestreichen einer Todtenhand, oder auch mit dem Bestreichen rother Waldschnecken — die schwarzen sollen es ebenfalls thun — im abnehmenden Mond.

Eines der vielen Sympthiemittel gegen Warzen ist in Tirol auch das: Man gehe, wenn es geregnet hat, zum Strunk einer abgehauenen Eiche, schöpfe mit einem Löffel das auf demselben noch stehende Wasser stillschweigend und bestreiche damit die Warzen zu wiederholten Malen.

Fingernägel.

Wenn auf den Fingernägeln kleinere oder größere unregelmäßige weiße Flecken entstehen, so nennt man das „Nagelblüh“ (Nagelblüthe) und dieselbe zeigt Glück und Fruchtbarkeit an.

Füße.

Wenn in einer Gesellschaft, wie man in Deutschland zu sagen pflegt: „Ein Engel durchs Zimmer geht“, d. h. wenn zufällig alle Rede verstummt, so sagt man in Tirol, es setze einer der Anwesenden die Füße übers Kreuz, und wenn man dieß thut, soll es allgemeines verstummen auf kurze Zeit bewirken. Wäre ein herrliches Mittel gegen die, welche immer gern das große Wort allein führen, und andere gar nicht zum reden kommen lassen.

2.

Salbmuthische Thiere.

Drachen.

In der kleinen Reihe völlig sagenhafter Thiere, die im Volksglauben Tirols leben, und zum Theil Rollen gespielt haben sollen, behaupten die Drachen den ersten Rang.

Man hat und zeigt Drachlöcher, Drachensteine, Drachenklammen und Drachenhöden. Diese und der Drachensee, welcher in beträchtlichem Umfang auf dem Mieminger-Hochgebirge, zwischen dem Marienberge und der Sonnenspitze mit spiegelklarem Wasser fluthet, sind die unzerstörbaren Dokumente der Drachensagen und des Glaubens einstigen Vorhandenseins dieser Ungethüme, wozu die Drachenhöhle bei der Sill zu Wilten vorzugsweise gehört. Endlich die Drachenzunge, welche im Kloster Wilten aufbewahrt wird, sollte über das einstige Vorhandensein keinen Zweifel übrig lassen.

Dieser Drache soll ausgesehen haben, wie man sie in alten Büchern abkonterseit findet, und wie er ob der Wiltauer Stiftskirche neben Haimon, dem Riesen, der ihn tödtete, in Stein ausgehauen steht, so:

Drachenkopf mit kurzen Ohren, vier Füße mit Krallen, großer geringelter Schweif, zwei Fledermausflügel, welche zusammengelegt werden konnten, daß man von weitem keine Flügel erkannte, deswegen man auch ungeflügelte Drachen vermeinte. Der Hauch war giftig.

Die Gestalt der Drachen, wie sie in den Tiroler Sagen vorkommen, ist so: Ein Kopf, halb schlangenartig, halb hundartig mit kurzen Ohren, so wie man den Metzgerhunden die Ohren stutzt, kurz, jedoch spitz-aufwärts. Wohl langen Hals, Leib wie ein Stier so stark und gedrungen. Der Rachen weit mit zwei Reihen Zähnen wie geschliffene Schwerter. Die Augen feurig und groß, fast Feuer schießend. Vier Füße mit Härentaken und mit erschrecklich scharfen Adlerklauen daran. Alles schuppig und rauh. Der Drachenschwanz war lang und so stark, daß er die stärksten Rösser niederschlagen konnte, mit dem verteidigte sich der Drache auch am meisten, mit dem schlug er die Bauern nach Dugenden zu Tod — ein Hieb vom Drachenschwanz war genug, ein Stück Felsen, wie ein Haus so groß, weg zu schlagen. Die Fledermausflügel dienten ihm beim laufen, daher konnte ihm kein galoppirendes Pferd entfliehen, wenn er ihm nachließ. Die Farbe war gelblich braun, da und dort röthlich, besonders unter den Flügeln blutig-roth. Wenn der Drache lief, da hörte man sein Schuppengerassel von weitem schon, und konnte sich oftmals retten. In seinem Hirn hatte er einen Stein, der absonderliche Kräfte besaß, der aber schwer zu bekommen war, denn man fand ihn nur dann und konnte ihn herausnehmen, wenn der Drache noch nicht Tod war. Dieser Stein ist der Drachenstein, wovon die Weiß- und Schwarzkünstler und Wunderdoctoren gar vielerlei Gebrauch machten. Wer den Stein haben will, muß den Drachen so weit verwunden, daß er nicht Tod ist, denn mit dem Tod verschwindet er zu Luft, wenn er aber noch etwas Leben in sich hat; muß man die Hirnschale aufschlagen und geschwind das Hirn herausnehmen, und der Stein wird dann dabei sein. Der ist ein wahrer Schatz für die Familie, zu allerlei gut, gegen Schäden und Unglück.

Die Drachen wohnten in feuchten Höhlen neben einem fließenden Wasser oder See, denn sie entstanden aus der Feuchtigkeit oder faulenden Mäße, in welches das Drachenei gelegt worden war.

Der Glaube an das einstige Dasein der Drachen hält fest, weil man in Kirchen den heiligen Georg mit dem Drachen so oft sieht; die reichen Bauern auch gerne dort, wo das Wasser vom Dache rinnt, mit besonderer Vorliebe einen Drachen anbringen lassen, welcher dasselbe weit heraus auf den Weg speit, und weil auch die Wappenbilder so viele Drachen enthalten. Wenn sich in den älteren Zeiten die Tiroler auszeichneten, und als

Lohn mit einem Wappenschild belohnt wurden, fehlte selten der Adler — Tirols Symbol — und eben so wenig ein drachenartiges Thier.

Daß Drachen große Ungeheuer gewesen sein müssen, beweisen die Schauer geschichten, daß sie einen großen Dachsen im Rachen davontragen konnten. Hatten sie nichts zu essen, so war das gleich, sie leckten vom Gestein in ihren Schluchten jenen salzigen Ueberzug, der sich wie z. B. das Bittersalz ansieht und gut für Hunger und Durst war. Wer solchen Ueberzug fand, konnte damit viele Monate lang existiren. Dieses Drachensalz entstand vom Ausathmen des Ungethüms, welches an den Wänden anschlug und als chemischer Niederschlag eine solche Lebens-Auswitterung hervorbrachte; wenn der Drache aber lange Zeit fort war, hörte auch die Auswitterung auf. Eine Schweizer sage bestätigt dieß. *)

Die Größe des Drachenkopfes läßt sich durch seine lange Zunge abschätzen, welche, wie schon gesagt, im Kloster Wilten aufbewahrt ist.

Gleich beim Eingange von der Poststraße hinter der Pfarrkirche zu Wilten steht rechts ein hohes Gebäude an der Friedhofmauer. Es ist eine Kapelle (mit Beinhaus), dem heil. Georg geweiht; zu beiden Seiten des Hochaltars sind zur Zierde wirkliche Todtenschädel aufgethürmt, welche den Weltkindern schauerlich vorkommen, das brave Bäuerlein aber gar nicht erschrecken, denn das geht alle Samstag da hinein, betet für die armen Seelen, und sagt seinen Buben oder Madlen: Da schaut's, so werd's a heunt oder morgen — drum seids brav und laßt nöt vom Schutzengel! und diese Predigt merken sie sich immer.

In dieser hohen Kapelle steht links vom Eingang der Riese Haimon mit einem furchtbaren Schlachtschwert an der Seite, im Harnisch, die Drachenzunge in der linken Hand und auf ein Wappenschild die rechte Hand stützend, welches am Boden steht und an seinen rechten Fuß sich lehnt.

Riese und alles andere ist von Holz gehauen. Ein starker Mann, der sich neben den Riesen stellt, reicht ihm bis zu den Schenkeln hinauf, nicht weiter.

Der Riese steht auf einem Piedestal, darauf ist in alter Schrift zu lesen:

Als Tag und Jahr
Verloffen war,
Acht hundert schon verstrichen,
Zu siebzigt acht
Hats auch schon g'macht,
Da Heymon Tod's verblitthen.
Der tapfre Held
Hat sich erwählt
Ein Kloster aufzuführen,

*) Siehe: L. Bechstein Deutsches Sagenbuch: 14.

Gab alls Hnetn
 Ging selbst auch drein,
 Wollt doch nicht selbst regieren.
 Hat löblich g'lebt,
 Nach Tugend g'strebt,
 Ein Spiegel war er allen.
 Riß hin, Riß her (Ries'),
 Ist nicht mehr er,
 Ins Grab ist er hier g'fallen.
 Requiescat in pace.

Auf der Nebenwand sind zwei Holztafeln, so groß, daß sie die ganze Wand überdecken, darauf steht mit deutlichen Lettern geschrieben:
 „Uralte in Reimen verfaßte Nachrichten vom Riesen Heymon.“

I. Tafel.

Viel Sätzen sind in diesem Land — Daß Riesen haben allda g'wohnt,
 Als haust im Schloß Tirol, Signoth der Riß bekannt gar wohl,
 Von Bern (Verona, Bern) den Herrn Dietrich, Bestreken thäte ritterlich,
 Der Hercules gleich wie vor Zeit — Erschlug den Caecum in den Streit,
 Vergleichen auch an Drien mehr, Findt man von Riesen hin und her,
 Der Held Seifried wohnt wie man sagt, Am Rein bei Worms unverzagt
 Vor Sib'n hundert sechsünfzig Jahr, An diesen Ort ein Riß auch war
 Heymon genannt zur selben Zeit — Im Gotteshaus hier begraben leit,
 Nemt sein Begräbniß hier in Acht, Sie ist nur bloß von Holz gemacht,
 Sein Läng zwölß Schuh und vier Zoll thut: Er liegt allda in guter Hut.
 Von wo der Riß sei kommen her, Findt man noch nicht in g'wisser Lehr,
 Dnzweifelt ist daß dieser Mann, Geboren sei von hohen Stamm,
 Die Wappen zeigen dieses an, So g'mahlen hier im Gotthaus stahn,
 Ob seinen Helm ein Leopardt, Auf rothen Riß gemalen ward
 Mit grien und weiß der Schild geziert, Der tapfre Held dies Wappen fihrt.
 Als aber Er kamm in das Land, Viel wilbe Thier er allda fand,
 Von Rauberei es auch voll steck — Mit Wäldern weit und breit bedeckt,
 Jetzt ist's ein Gegen (b) fruchtbar schön, Zur Sommerszeit in Wasen gren (grün),
 Die Felberzierd nach rechter Weis, Das thut der Bauern Müß und Fleiß.
 Zur selben Zeit im Land auch wohnt — Ein anderer Riß war Thyrsus g'nannt,
 Zu Seefeld er sin Wohnung hält, Da noch das Heiltum aufrecht steht.
 Als dieser g'hört daß Heymon wär Ankommen wollts nicht leiden er,
 Den G'walt er haben wollt allein, In dieser Gegend Herr wollt sein.

II. Tafel (Fortsetzung):

Er wollt vertreiben den Heymon — Trug aber bösen Lohn davon,
 Sein Tod ist noch gar wohl bekannt, Ist auch der Ort von Thyrsos gnannt,
 Der Heymon Christi Lehr empfing — Hernach auch in sich selber ging;
 Das fruchtbar Ort nahm er in Acht, Ein Kloster z'bau'n er da gedacht,
 Aufs Werk weil er gedenken thätt', Sein Bau ein Anfang g'machet hätt.
 Sieht zu ein Drach dort auf dem Stein — Kommt, hindert da die Arbeit sein,

Speit aus das Gift und wind (wind't) den Schwanz, Zerkracht thut auch die Mauern ganz:
 Auch wie das Wasser reissen thut, Wann's aufbrich (t) auf ein Archen gut,
 Sodann bringts durch die Felder aus, Das sicher ist kein Hof noch Haus!
 Heymon die Sach zu Herzen nahm, Wust doch nicht was er sing an,
 Ob alles wär zu unterlahn, Zulest doch griff er's wieder an,
 Gar bald er Weis und Weg erdacht, Das er das Thier von dannen bracht,
 Verfolgt es bis an ein Loch, Darinnen sich der Drach verkroch,
 Sein Kräften braucht er allesamt, Den Drachen schädigt er zur Hand,
 Im engen Thal durch Gottes Hand, Zulest er ihn auch umbracht hat,
 Die Zung riß er dem Drachen aus, Ganz fröhlich kehrt er z'rugg nach Haus,
 Seine alte Arbeit er vollzoch — Und dankte Gott dem Herren hoch
 Das er ihn hätt die Unad gethan, Den Drachen bringen ganz hindan.
 — Zum Gottshaus alle Ding zuriht, Um Ordensleut sich bald umsicht,
 Um Gottes Will an diese Statt, Er all sein Gut auch geben hat,
 Allda wollt' er begraben werden — Im Gottshaus Wiltau bestatt' zu Erden,
 Achthundert siebenzig und acht, Dasselb' Jahr zum Tod ihn bracht',
 Das Gottshaus dieser Ursprung ist: Bitt Gott dafür mein lieber Christ!

In diesem alten Gedichte heißt es: „ist auch der Ort vom Thyrso genannt“, will sagen, daß der Ort Tyrschenbach von ihm den Namen hat; Tyrschenbach, ein Weiler von drei Häusern, zwei Stunden ob Zirl an der Poststraße nach Telfs, wo der Tyrschenbach in den Inn läuft. Hier ist eine Kapelle, wo benannte zwei Niesen angemalt sind. Vergleiche in den Mythen und Sagen S. 40 u. ff. die Haimon- und Tyrsen-sage.

Im Bintschgau taucht die Drachensage in unbestimmten Nachklängen noch hie und da auf.

Auf der Tarscheralpe, zwei Stunden ober Ladurns, soll im Jahre 1772 ein gräulicher gifthauchender Drache von einem Tarscherbauer geschossen worden sein, welchen Drachen man in eine Kluft hinab warf, als er tod war. Man besichtigt mit besonderm Interesse dessen ehemalige Wohnung in einer Felsenhöhle, wo man noch deutlich viele Eindrücke vom Kopf, Füßen, Tazen mit Krallen, und dem Schweif zu sehen meint; denn der Drache hatte ein eigenes Plätzchen, wo er tagelang unbeweglich lag, daher die Eindrücke im Stein. Er verwüstete nur zur Nachtzeit die Alpe, in der kein Hirte und kein Vieh vor ihm sicher war.

Man findet in Tirol oftmals in Höhlen und auf Bergen Versteinerungen wie große spitze Zähne, diese werden „Drachenzähne“ genannt und dafür gehalten. Es sind meist Zähne von Sauriern, deren riesige Ueberreste wohl ohne Zweifel die Drachennäven mit hervorriefen.

Eine überall wohlbekannte Sage läßt die Drachen so entstehen:

Wenn ein kohlschwarzer Hahn sieben Jahre alt wird, dann legt er ein großes Ei. Wenn er dasselbe in einen feuchten oder nassen Ort legt, so wird ein Drache daraus, der hunderte von Jahren lebt und immer, wenn auch langsam wächst.

Legt er das Ei an eine trockene Stelle oder in Sand, dann wird ein Basilisk daraus.

Dieser unter den Bauernweibern allgemein verbreitete Glaube macht, daß keine einen Hahn ins siebente Jahr leidet, im sechsten Jahr schon kommt er unter das Messer; sogar anders gefärbte Hähnen, wenn sie selbst weiß wären. Ein schwarzer Hahn wird ohnedieß nicht lange am Leben gelassen, weil er als „nöt g'recht“ mit verdächtigen Augen angesehen wird.

Basilisk.

Der Basilisk wird mehr gefürchtet als der Drache und dessen Abart der „Lintwurm“.

Der Basilisk sieht einem Hahn ganz ähnlich, hat aber einen Drachenschwanz. Er ist schrecklich giftig, sein Blick tödtet auf der Stelle, wächst alle Jahre und in die Hunderte von Jahren fort. Niemand kann ihn umbringen, weil alles Lebendige in seiner Nähe tod umfällt und selbst Stauden und Gräser verdorren. Nur die giftigen Nattern halten es aus und folgen ihm. Auf dem Kopf ist der anderthalb Schuh lange Kamm wie eine Krone gestaltet, die zwei blutrothen Augen stehen weit und spitzig heraus; er ist schwarz mit gelblichen Flecken und Streifen. Nur das Wiesel vermag ihm anzukommen zur Zeit, wenn es ganz weiß ist — die weißen Wiesel sind die Retter vor dem schwarzelben Höllenhahn gewesen, die haben sie ausgerottet, daher Wiesel gerne im Hause gelitten werden, obgleich man sie für giftig hält und sie „anblasen“ können.

Lintwürme.

Der Lintwürme wurde schon mehrfach bei den Mythen und Sagen gedacht.

Der Lintwurm ist vorzugsweise Schahhüter, daher auch Lintwurm, und nicht Lindwurm zu schreiben, soviel wie Glanzwurm; er heißt so vom Glanze des Hortes, den er bewacht, und wird nur deshalb mit dem Drachen gemeinsam genannt, verwechselt, oder für gleichbedeutend mit diesem gehalten, weil seine Gestalt der des Drachen ganz gleich gebildet wird. Der Lintwurm aber beharrt bei seinem Schah, er zieht nicht umher, wie der Drache, er raubt nicht Heerden, schädigt nicht das Land, er bekämpft nur den, der den Schah wegnehmen will. Da aber viele Leute schwer begreifen, und über dergleichen zu denken oder gedachtes festzustellen, für höchst überflüssig halten, so wird sich die stete Verwechslung zwischen den Begriffen eines Drachen und eines Lintwurms schwerlich austilgen lassen.

Haselwurm.

Des Haselwurmes wurde bereits einigemale gedacht, insonderheit bei dem Zauberer Theophrast (siehe oben S. 302).

Es ist über denselben vieles bekannt und viel zu sagen. Der Glaube an sein Vorhandensein ist der verbreitetste.

Der Haselwurm ist unter den halbmythischen Thieren das allgemeinste

und allbekannteste, kein Thal macht eine Ausnahme; doch ist eine Benennung desselben vonhöchst einfachen alten Bauern auffallend, welchen ihn „Wurm der Erkenntniß“ benannten.

Dieser Wurm wohnt nach der abergläubischen Annahme in der Nähe oder unter den Wurzeln von Haselstauden in einem großen Loch. Seine Anwesenheit zeigt sich, wenn auf der Haselstaude eine „Mistel“ (*Viscum*) wächst. Durch ein solches Zeichen angelockt, hatte vor vielen Jahren ein Bauer im Alpbachthale, nahe beim „Lechenhof“, einen Haselwurm ausgespürt, hatte tagelang gepaßt und konnte ihn nie bekommen. Einmal wär's ihm bald geglückt, aber er ist ihm dennoch „hineinderschlossen“ und kein Mensch sah ihn seitdem wieder.

Da war hingegen im Zillerthal ein Uberserbauer glücklicher, der paßte durch acht Tage — Tag und Nacht. Einmal schloß der Wurm heraus; der Bauer sprang aufs Loch, setzte sich darauf und fing ihn mit einer Decke, die er auf ihn warf, und schlug ihn damisch (halbtod). Zu Hause sott er ihn, aß davon gute Trümmer, und — gewann jene übernatürlichen Kräfte, die der Genuß des Haselwurms mit sich bringt. Er wurde so reich, daß es nicht zu sagen ist, und am meisten unterhielten ihn die Gespräche der Vögel und Thiere.

Dem Wunderdoctor zu Alpbach brachte, wie oben (S. 302) erzählt wurde, ein Bauer einen Haselwurm, der war so groß, wie ein Windelkind und schimmerte so schön, wie der schönste Regenbogen.

In der Nähe der romantischen Burg Itter, am Eingange in das Brixenthal, liegt ein mit Haselstauden bewachsener Hügel, an dem man noch eine Vertiefung sieht, die durch fruchtloses Graben nach einem Schätze entstand. Nahe dabei ist ein anderes Loch, darin man einen Haselwurm gesehen haben wollte. Ein Bauer grub nach dem Wurm, doch vergebens. Hätte er den Wurm gehabt, so wär alles zu Tag gekommen, denn wer davon ist, der sieht auch alle Schätze in der tiefsten Tiefe.

Wo ein Haselwurm vorhanden ist, zeigt sich nicht nur an der Mistel an, sondern auch dadurch, daß an den frischen Haselblättern mitten durch eine runde Oeffnung ist; dieses Loch heißt er über Nacht aus, denn das ist seine Nahrung.

Er geht nur Nachts aus und bleibt bei Tage versteckt. Wer vom Haselwurm gegessen hat oder auch einen bei sich trägt, kann sich unsichtbar machen, d. h. wer Haut und Zunge in der rechten Hand hält. Wer davon gegessen, hört auch die Kräuter und Blumen reden, die sagen ihm, zu was sie zu gebrauchen seien u. s. w.

Mit der Gestalt des Haselwurmes sind nicht alle einverstanden; einige behaupten, sie seien ganz weiß; andere sagen, „der Mattern“, d. h. der „Wurmkönig“ sei der Haselwurm; andere gaben ihm bunte Farben, daher

der „Murbl“ oben am Wurmbach ob Arzl auch für einen Haselwurm gehalten wird.

Ueber den Haselwurm giebt es eine sehr alte, und sehr weitläufige Niederschrift, seine Beschwörung, seine Tugenden und Kräfte, durch welche der Gedanke blüht, daß die Schlange des Paradieses ein Haselwurm gewesen sei.

Murbl.

Ein ebenfalls halbmythischer sonderbarer Wurm, der weder in alten noch neuen Fabeln, Märchen und Sagen begegnet, ist „der Murbl“, ein Wurm, den viele Leute im Wurmbachthale gesehen haben wollen, der alle fürchten machte, und vor welchem auch der Muthigste davon lief, der ihn zu Gesicht bekäme.

Daß eine sonderbare Gattung Würme dort leben müsse, bestätigten ruhige, furchtlose Hirten, die ihn gesehen haben wollen.

Alte Erzählungen lassen den Ort einst von vielen solcher Ungeheuern bevölkert sein, daher der Bach, welcher durchs Wurmithal läuft, „Wurmbach“ genannt wird.

Anfangs vom Wurmbach, unweit der Arzleralpe, am sogenannten Arzlerberg, bewohnt ein solcher Wurm ein großes Loch, welches unter einem Waldbaum hineinmündet. Er wird so beschrieben: Der Murbl ist nicht länger als gut $1\frac{1}{2}$ Schuh, wie ein eingefatschtes Kind, oder ein guter Mannesschenkel dick, „tschefat“ (schäffig), mehr roth, gerade so, wie man türkischen Persch (Pers) als Weiberleutkleider trug; so daß es manchem geschah, daß er den über'n Weg oder vor'm Loche liegenden Wurm für ein Stück türkischen Pers hielt; ein anderer meinte, es sei ein in bunten Windeln mit rothen Bändern eingebundenes Kind, denn es hatte der Kopf viel Aehnliches mit einem Kindskopf der Rundung nach.

Es ist erst vier Jahre her, als der „Josl Hansl“ (Johann Dollinger) von St. Nikolaus in dortiger Gegend im Holzen war, und den Murbl außem Loch rauschen hörte, und ihn bald wieder hineinschlüpfen sah. Da machte sich Josl Hansl bald durch.

Die alte Koslerinn, eine Bäuerin von Hötting, hat ihn vor dreißig Jahren genau gesehen und beschrieben; dieselbe sah ihn jedoch weiter unten beim sogenannten „dritten Schuß“ im Gesträuche beim „Dorishäusl“, im Weierburger Bezirk.

Der Todtengräber Fleckinger zu St. Nikolaus sah ihn vor einigen Jahren bei der Arzleralpe. Er sagte, daß „die Murbl“ in frühern Zeiten erschossen wurden, und das Fett davon gut zu brachen war. Er selbst aber hat noch keinen erschossen und hat gewaltigen Respekt vor dem Murbl.

Stollwurm.

Ein und dasselbe sagenhafte Geschöpf mit dem Murbl Tirols scheint der Stollwurm des Berner Oberlandes zu sein. Er heißt auch Berg =

fluß, Birgkfluß, und soll im Thale der Gosau nahe dem Hallstädter See ebenfalls vorkommen, absonderlich auf den Alpen, die das Gamsfeld heißen. Die Bergjäger schildern dieses räthselhafte Geschöpf von Farbe hell silbergrau, glänzend, mit dunklen Längsflecken auf dem Rücken, Schlangenkopff, Leib zwei Fuß lang, dick wie ein Mannsarm, nach hinten zu abgestumpft, vier kurze, kaum bemerkbare Füße, schuppig. Der Stollwurm beißt mit giftigem Biß; es soll auch eine kupferfarbig glänzende Art geben, die wäre der persfarbige der Tiroler Schilderung. Die Naturgeschichte kennt den Stollwurm nicht. *)

3.

Säugethiere.**K a z e.**

Jäger geben dem Hunde, daß er bei ihnen bleibe, ein Katzenherz zu fressen.

Gegen das Quartanfieber hängt man sich Katzenkoth auf die Herzgrube mittelst eines rothen Fadens um den Hals. Derselbe soll auch die Sehkraft stärken. Katzenblut ist heilsam gegen die Fallsucht. Katzenohren auf Wunden und Geschwüre aufgelegt, heilen diese schnell. Katzenleber, zu Pulver gebrannt, wird gegen den Stein eingenommen.

W o l f.

Gegen Kolik hing man sonst ein Beinlein, welches in Wolfskoth gefunden wurde (die Wölfe geben viele kleine Beinlein von sich), an einem Faden um den Hals, jedoch mußte der Faden von der Wolle eines Schafes gesponnen sein, welches von einem nämlichen Wolfe zerrissen wurde.

Dieses Geheimniß haben vor uralten Zeiten Tiroler Kanarienhändler ins Land gebracht, und ward seither von Alpenleuten, wo es möglich war, gebraucht. Seitdem keine Wölfe mehr da sind, ist's Mittel auch weg.

Ferner hilft gegen Kolik ein Gürtel von einer Hirschhaut, in welche Wolfskoth eingenäht ist, um den Leib gebunden.

H u n d.

Daß der Hund, nächst der Büchse, das werthvollste für den Jäger bleibe, wurden manche Stücklein in Anwendung gebracht. Man giebt ihm ein Stückchen unter der Achsel getragenes Brot zu fressen; man spuckt dem Hunde früh nüchtern in das Maul; man trägt das Amnium, in welchem ein junger Hund im Mutterleibe gelegen, in einem Tüchlein bei sich und läßt den Hund öfters daran riechen. Diebe wenden auch besondere Künste an, daß die bösesten Hunde ihnen nichts thun.

*) Vergleiche G. v. Schultes: Neues Taschenbuch für Natur-, Forst- und Jagdfreunde auf das Jahr 1836. Weimar. Darin eine Beschreibung und Abbildung des Stollwurmes enthalten ist.

L a m m.

Ein Jägerkunststück ist noch dieses: In der Christnacht während der heil. Messe mußt du Mehl mahlen, ein Lamm schlachten und das Mehl mit dem warmen Blute zu einem Brote anmachen und backen. Es muß aber alles während der Messenzeit geschehen. Dieses ist das „Lammbrödt“, wovon ein rechter Jäger sonst immer etwas vorräthig hatte. Wer davon aß, der konnte von keiner Kugel getroffen werden.

G e m s e.

Von großer Wichtigkeit werden in Tirol die Gemskugeln, eine Art Bezoarstein, gehalten.

Nicht selten findet man im Innern der Gemsen Kugeln, welche von Haaren zusammengewuzelt und rund oder etwas oval sind.

Mit diesen Gemskugeln kann man sich gefron (schußfest) machen.

Wenn sie wirksam sein sollen, so muß man eine solche Kugel zum Messopfer bringen, ohne daß der Geistliche davon etwas weiß. Man verbirgt sie unterm Hochaltar, so wird die Messe darüber gelesen.

Anderer sagen, man finde, obwohl selten, im Munde geschossener Gemsen einen runden Stein von schwarzer Farbe. Wirft man diesen gegen eine Mauer, so macht er ein Loch, daß man bis hinein ins Innere sehen und alle Geheimnisse des Hauses wissen kann.

Die Gemsenkugeln sind wichtig wie kein anderes Ding im Lande, die Jäger und sympathetischen Bauerndoctoren und die Bauern führen sie in der Hausapotheke.

Mit einer Gemskugel im Sack hat man einen Universalkalisman für Seele und Leib gegen die Uebel der Natur, wie gegen böse Geister.

Sie muß aber vom 14. August bis 8. September, also im Dreiß'gen, erobert werden.

Im Dreißgen wird die Gams geschossen, sogleich ausgeweidet und der Magen ausgeleert, und wenn dann eine Kugel drinnen liegt — was sehr oft vorkommt, das ist die rechte Gamskugel.

Sie ist selten ganz rund, meist länglich abgerundet, gelblich, röthlich, graulich oder schwärzlich.

Manche sind wohl weich, andere etwas härter, als ob sie von Leder wären, andere wie von Holz und sehr hart.

Reißt man sie von einander, so findet man fäsrige Theile untereinander zusammengewunden und gepreßt, wie Haare oder Wolle oder feine Pflanzenfasern und Kräuterwurzeln, oftmals mit aromatischem Geruch.

Zum schießen muß man sich solche Gemsen aussuchen, welche in den unzugänglichsten und wildesten Orten hausen, damit sie von den Menschen noch wenig gesehen wurden, und wo die wirksamsten und zauberkräftigsten Kräuter wachsen, welche sie genießen, und wodurch diese Kugeln in ihrem Innern zubereitet werden.

Wenn man eine weiche Kugel bekommt, solle man den feuchten Saft nicht herausdrücken, sondern eintrocknen lassen, denn das ist eigentlich die kostbarste Essenz. Eine ausgedrückte Kugel erkennt man an den Rissen auf der Oberfläche, die ist nicht viel werth.

Einst gab es Gemskugelhändler, welche die Essenz herausdrückten und aufbewahrten, und die taube Schaale noch theuer verkauften; man nannte sie „taube Gemskugeln“ und damit ist mancher angeführt worden, aber zu hinterst bei der Stillupp im Zillertal wandelt ein solcher Betrüger als Klammer-Mann noch immer herum und büßt, daß er einen erbarmen sollte, wenn er nicht so viele Leute angeführt hätte.

Für die Hausapotheke ist die Gemskugel unentbehrlich. Fast für alle Krankheiten, in gewissen Gaben eingenommen, ist sie heilsam. Darüber haben viele Wunderdoctoren schon Büchlein geschrieben; so ist ein weitverbreitetes Buch über die Gemskugel von Dr. Georgius Hieronimus Velschius eines der wichtigsten, und wem daran liegt, mag daraus studiren, wenn er des Buches habhaft wird.

Hast du Grimmen, so binde die Gemskugel auf den schmerzenden Theil — und es wird aufhören.

Bei Kopfschmerzen räuchere mit Gemskugel die Schlafhaube.

Bei sich getragen, nimmt die Kugel allen Schwindel.

Früh ein wenig davon verschluckt, so kann keine Pest und kein Gift wirken, eben so kann man nicht „vermeint“ werden.

Zum Kugelgießen ist sie vor allem anzuwenden. Man gießt die Kugelform halbvoll Blei, legt etwas von der Gemskugel darauf, und gießt die andere Kugelhälfte darüber. Eine solche Kugel trifft sicher — besonders die Gemen.

Die Fasern, besonders die größern, härtern, welche in der Kugel sind, zu Pulver gerieben und eingenommen, bewirken, daß man durch 24 Stunden lang sich stich- und schußfest (gefroren oder gefroren) machen kann.

Manche Jäger trinken ein wenig Gemenblut, dieses soll sie ganz schwindelfrei machen.

Hasen.

Als ein Mittel gegen den Rothlauf wird in Tirol empfohlen: Man schießt im März an einem Freitage einen weißen Hasen. Wenn man von diesem ein Stück Fell mit der rauhen Seite dem Rothlauf zu auflegt, so vergeht er bald. Wirft man dann dieses Stück Fell in rinnendes Wasser, daß es nicht mehr angewendet werden kann, so kommt der Rothlauf nimmer wieder.

Jäger außerhalb des Alpenlandes würden sich freilich lange nach einem weißen Hasen umsehen, doch thut vielleicht ein Kaninchenfell dieselbe Wirkung. Der die Alpen bewohnende veränderliche Hase wird im Winter weiß.

Viele Hasen zu fangen: Nimm Bilsenkraut (*Hyoscyamus*), vermische es mit Realgar, Hermodactilen und mit dem Kraute der Zeitlosen. Dazu

thue von dem Blute eines jungen Hasen, vernähe alles in einen Hasenbalsg und lege es wohin du willst, so versammeln sich alle Hasen der Gegend an dieser Stelle und du kannst sie leicht schießen und fangen.

Sichhorn.

Wer etwas Pulver vom Rothe eines ganz rothen Sichhörnchens (besser ist's von einem Weibchen) in der Frühe in ein Getränke, das Ganze etwa einen Dukaten schwer, mischt, der kann steigen, klettern und über Abgrundränder gehen, ohne daß ihn dabei Angst oder Schwindel erfäßt.

Die Gemsjäger geben daher ihren Weibern auch Sichhörnchenfleisch zu essen, wenn sie einen kleinen Jäger erwarten. Ein solches Knäblein wird dann schon von klein auf auf Klippen und Felsenspitzen lustig und ohne Gefahr klettern.

Wiesel.

Wer einem lebenden Wiesel das Herz ausreißt, und dasselbe noch zuckend ist, kann in die Zukunft schauen, ist ein Tiroler Volksaberglaube.

Den Fuß eines Wiesels zu Rosen- und Senfkörnern gethan und in ein Fischeck gehängt; lockt die Fische von weitem zusammen, so daß man sie mit Händen fangen kann. Dieß lehrte ein Schwarzkünstler, der bei Kundl zu Ende des vorvorigen Jahrhunderts lebte.

Der Balsg eines Wiesels fehlt in keinem Bauernhause. Er ist ein treffliches Amulet gegen „anblasen“ oder giftigen „Anpfiß“. Eine dadurch entstandene Geschwulst damit bestrichen, vergeht sehr bald.

Wiesel bekämpfen die giftigen Schlangen mittelst der Raute, welche sie im Mund verbergen.

Wieselblut, noch ganz frisch und warm, einige Tropfen getrunken, heilt die hinfällende Krankheit.

Murmelt hier.

Ein eigenthümlicher Glaube herrscht über die Murmeltiere in Tirol, den mehrere Sagen bestätigen.

Die zwei Brüder Jakob und Bernard Wolf zu Graun, zwei ehrsame Weber, waren nebstbei gar wackere frische Jäger. Sie hatten im Jahr 1780 ein Paar lebendige Murmentl in der Kammer zu ihrer Ergößlichkeit, und bemerkten, daß im Herbst diese muntern Thiere die „Webermuizen“ (das sind die Abfälle vom Leinen) sammelten und sich in der Kammer eine Liegerstatt machten, wo sie dann, als der Winter kam, und die Kammer kalt war, wie tod darauf liegen blieben, wie sie es auch in den Berglöchern thun.

Als in der heiligen Nacht alle Leute vom Hause in die Mette gingen und nur ein Weibsbild ganz allein beim kleinen Kind zu Hause bleiben mußte, machte dieß die Kammer etwas auf, weil die Stube gar so warm war. Als es 12 Uhr schlug, kamen die Murmentl hervor, thaten einen Pfiß und darauf lagen sie wieder wie tod auf ihrem Bette.

Im Jahr 1840 hat der Alpenhirte Johann Wolf, ein Verwandter der

Wolf'schen Jägerfamilie, mehrere Murmentl von dem Roierthal heimgetragen, um zu prüfen, weil er von dem Murmentlwunder gehört hatte, welches seine Vorfahren erlebten, ob die Sage wahr sei, daß in der heiligen Nacht um zwölf Uhr die Murmentlen aufspringen oder sich umdrehen und pfeifen. — Er hatte seinen Murmentlen im Keller eine kleine Hütte gemacht und ließ sie gegen den Winter dort einschlafen. Vor der heil. Nacht prüfte er genau, ob sie wohl ganz starr seien, und fand sie so.

Vor 12 Uhr in der heiligen Nacht begab er sich in den Keller und hörte wirklich punkt 12 Uhr von jedem der Thiere einen Pfiff, darauf erfolgte Todtenstille und die Murmentl lagen wie früher, wie tod. Hervorspringen hat er sie nicht gesehen. Sie drehten sich bloß um.

Maulwurf.

Wenn ein Maulwurf — ein Scheer — an deiner Hausmauer einen Erdhaufen aufwirft, da mag sich einer g'faßt machen im Hause — es wird eins bald sterben.

Der Gräschberger Simmal hat sich davor geholfen; er hat alsogleich in den Scheerhaufen ein Stück Teufelsdreck gegraben und es zugestampft und will dadurch manchen vom Tod gerettet haben.

4.

Vögel.

Allgemeiner, mehr sittlicher Glaube, als Aberglaube, ist in Tirol, daß der, welcher im Walde auf einen singenden Vogel, folglich auf das „Gotteslob“, schießt, kein Glück mehr habe. Wer junge Vögel ausnimmt und martert, über den kommt ihr Blut und der „Vogelstod“. —

Adler.

Adlerhirn auf dreimal vertheilt, gekocht und geessen, ist gut gegen Erschlaffung der Harnwege.

Adlerzunge in ein Tüchlein genäht und am Halse getragen, heilt Schwerathmen und Husten.

Man kann merkwürdig leicht Berge steigen und Bergreisen machen, ohne Lungen- und Athmenbeschwerden zu fühlen, wenn man dieses unschädlichen Mittels sich bedient, und ist solches dem tödlich giftigen Arsenik weit vorzuziehen, den manche zu diesem Zweck einnehmen.

Die großen Adler und Kämmergeier haben unter ihrem Schweif einige Flaumensebern, wovon zwei so groß und schön sind, daß sie weit über den Hutgupf emporstehen und zur Seite ein Drittel desselben zudecken.

Die frischen Jäger glauben, daß wenn man Adlerflaumen am Hute trägt, ein herzhafter Muth und ein schärferes Gesicht sympathetisch dem Träger zu Theil wird; ein Muth, der sich vor gar nichts fürchtet. Wäre daher für Robbler eine werthvolle Hutzier, wenn sie nicht so theuer

wäre; denn es klingt unglaublich, welche Preise jetzt dafür gezahlt werden. Der Adler hat unterm Schwanz zwei große Flaumen, dann zwei mittlere und vier kleine. Die zwei ersteren zählt man mit zwei bis drei Thalern in Silber, die zwei mittlern mit ein bis zwei Thalern. Die vier kleinen jedoch haben fast keinen Werth.

G u l e n.

Von einer Habergeiß (Strix Ortus) Herz und rechten Fuß auf einen Schlafenden gelegt, verursacht, daß er auf befragen im Schlafe alle seine Heimlichkeiten ausplaudert.

Beides vereint unter den Achseln getragen, heißt einen kein Hund, und wenn er noch so böse ist, und einen grimmig anbellt.

Der Fußtritt einer Habergeiß wird „'s Gsparr“ genannt.

„Ins Gsparr treten“ ist sehr gefährlich, alsogleich schießt der schmerzhafteste „Gallschuß“ in den Fuß und oft so bössartig, daß es kaum heilbar ist. Der sogenannte „Gallschuß“ ist ein stechender Schmerz im Fuße, wie verübelter, alter Rheumatismus, Krampf und Sicht; derselbe wird aber unheimlichen Teufelskräften zugeschrieben, nämlich der Habergeiß. Wenn ein Mensch oder Vieh bloßfüßig aufs Gsparr tritt, so fährt sogleich der Gallschuß ein. Solche gefährliche Habergeißsparr (Tritte) sieht man bei nasser Bitterung im Wege eingedrückt, vornhinaus drei Zehen und hinten aus eine Zehe, letztere bedeutend kleiner.

Daß diese Gsparr so verderblich wirkt, kommt davon her, weil die Habergeiße verdammte Teufelsvögel sind, ja wohl Teufel selbst; man heilt daher auch nur durch kräftige Segen, Gebet, Räucherung und überlegen von Kräutern, die geweiht und gesegnet sind und in den Dreißigen gepflückt wurden.

Daß das Leichhuhn, der kleine Kauz, durch sein rufen: „Komm mit“ den Tod ansagt, wurde oben erwähnt. —

R a b e.

Die Raben heißen in Tirol Rappen, und in der Schweiz ebenso. Man hat viele abergläubische Meinungen von diesen Vögeln, z. B. den Rabenstein zu gewinnen.

Suche ein Rappennest, koche die Eier hart und lege sie wieder zurück ins Nest. Wenn der Rappe kommt, so holt er einen Stein, berührt damit die Eier und sie werden sogleich roh und lauter, und es kommen die Jungen heraus. Den Stein läßt er liegen, den holst du, und wenn du ihn in den Mund nimmst, so verstehst du die Sprache aller Vögel.

Wenn man den Rabenstein in einen Ring über ein Lorbeerblatt fassen läßt, und trägt den Ring, so fallen die Ketten vom Gefesselten und springen die verschlossenen Thüren von einander, wenn man sie damit berührt.

Offenbar ist hier von dem Tiroler Volksaberglauben das auf den Raben

übertragen, was im übrigen Deutschland von dem Specht erzählt wird: die ganze Springwurzmär.

Raben werden, nach dem Tiroler Volksglauben, mit Recht für „Unglücksvögel“ gehalten. Sie sind auch — besonders die Foch- oder Alpenrabern, recht listige und tückische „Sawwiecher“. Sie lauern auf den Hirten oder Wanderer, wenn er über einer steilen Wand vorbei muß, und oft ein Tritt, falsch gethan, stürzt ihn hinunter. Sobald sie das sehen, so schießen sie zu ihm her und streifen ihn mit dem Flügelschlag so fest an, daß er hinabfällt. Dann fliegen sie nach und zehren den Kadaver auf.

So machen es auch die großen Geier.

Solche Rabern greifen auch, wie die Geier, junge Hasen, Kaninchen und Hühner an, und streiten mit dem größten Habicht. Mehrere Rabern zupfen an dem Habicht so lange, bis er unterliegen muß oder durch eilige Flucht sich rettet.

Doch eins ist gut an ihnen: Wenn man ein Rabenherz in ein Tüchlein einbindet und um den Hals hängt, so verliert sich jede Schlassucht, wie schon oben gesagt.

Kukuk und Wiedehopf.

Der Kukuk gilt, wie bekannt, als Teufelsvogel und ist verschrien, nicht allein im Süden Deutschlands, sondern auch im Norden. Darum singt Claudius, der „Wandsbecker Bote“, in seinem Rheinweinliede vom Brockenberge im Harzwald:

„Der Blocksberg ist der lange Herr Philtster,
Er macht nur Wind, wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Duer.“

Dieser Küster des Kukuks ist der Wiedehopf, Widhupf in Tirol, der auch Kukuklakei heißt. Wenn namentlich Nachts der Kukukschrei auf dem Gebirge erschallt, hat es ein bedenkliches Aber. Es giebt davon viel und mancherlei Geschichten.

Wiedehopfsblut in einem Tüchlein, damit es aufgefangen worden, auf den Puls gebunden, soll angenehme Träume verursachen.

Gegen Teufel, Unholde, Truden, Hexen und Zauberer trugen alte Jäger einen Talisman bei sich, welcher aus einem Spahn von einem ausgeschnittenen Pfosten bestand, Wiedehopfsaugen und Federkugeln, die man im Magen der Todtenculen findet, und alles in ein Säcklein gebunden. Das galt als ein gewaltiger Harnisch gegen Zauberei aller Art.

Wer dieses Säckchen bei sich hat, „da kann van nix anchi“, sagte ein ergrauter Jäger.

Dieses Säcklein muß aber in der Sylvesternacht, in der Mitternachtsstunde, gemacht und diese Sachen hineingegeben und noch vernäht werden, daß es ganz fertig wird.

Wiedehopfsaugen bei sich getragen, machen gnadenreich, angenehm und gern gesehen, und stimmen auch Richter günstig.

Wer einen ganzen Wiedehopfskopf bei sich trägt, bleibt von Jedermann unbetrogen.

Wachtel.

Wachtelaugen in ein Tüchlein gebunden und an den Hals gehalten, vertreiben das drei- und viertägige Fieber.

Kreuzschnabel.

Ein Vogel, der fast in keinem Hause fehlt, darin Kinder sind. Er nimmt die Kinderkrankheiten vorzüglich an sich, daher fällt er oft tod vom Spreißel.

Auch die Fraus nimmt er auf sich.

Ist ein feiner Bursch der Kreuzschnabel, nur macht er es oft zu bunt mit den Eß- und Trinkgeschirren. Wenn er getrunken und gefressen hat, so nimmt er das Geschir und wirft es um oder heraus auf den Boden. Die alten Vogelfänger sagen, er thue es aus Zorn, weil er sein krummes Maul nicht sehen mag, welches sich im Wasser spiegelt.

Amsel.

Wenn Schwarz-Amselfedern vom rechten Flügel mit einem rothen Faden aufgehängt wurden, so kann niemand im Hause mehr schlafen, so lange diese Federn nicht entfernt werden.

Nothschwänzchen.

Ein Haus, darin ein „Branderl“ (Nothschwänzchen) nistet, ist sicher vorm Blitzstrahl.

Wer ein Branderlnest ausnimmt, und die Jungen martert, dem tragen die Alten Feuer ins Haus und zünden es an.

Saunkönig.

Wer beim Morgenausgang einem „Saunkonkerl“ (Saunkönig) begegnet, der hat den ganzen Tag Glück.

Zeisig.

Niemals erblickt man ein Zeisignest, obschon die Vogelfänger wissen, daß die Zeisige im Lande brüten, und öfters kaum flügge Junge fangen, die nicht fern her gewandert sein können. Dadurch ist der Volksglaube entstanden, die Zeisige machten mittelst des Blendsteins ihr Nest unsichtbar. Viele haben sich schon Mühe gegeben, das Nest aufzufinden, den Stein zu nehmen, und seiner Gabe theilhaft zu werden, doch vergebens.

Schwalbe.

In ein Haus, daran ein Schwalbennest ist, in welchem eingebaut wird oder die Jungen drinnen sind, schlägt kein Miß ein; das wissen die Schwalben, darum bauen sie hin; auch bringt es Segen und Friede dem Hause.

Wehe dem, der ein Schwalbennest zerstört, für das Haus ist's nicht gut; aber den Frevler wird bald ein großes Unglück treffen.

Mit dem Schwalbenstein wird die fallende Sucht vertrieben, indem man ihn als Amulett um den Hals trägt.

Der Schwalbenstein ist so zu finden: Suche vor allem ein Schwalbenest, darin Junge mit den Köpfen zusammenschauen und nicht wie gewöhnlich aus dem Neste herausgucken; von ersteren nimm eine junge Schwalbe im ersten Abnehmen des Mondes, schneide sie auf und da findest du zwei Steine drin, der eine ist aber nicht zu brauchen und du mußt errathen, welcher der wirksame sei. Dann binde ihn in Hirschleder und trage ihn am Halse.

5.

Amphibien.

Schlange.

Nattern mit Krönlein auf dem Kopfe sollen in manchen Bauernhäusern heimisch sein. Man hält dafür, daß sie denselben Glück bringen; man nennt sie „Krönlattern“.

Schwalben, Wiesel und Krönlattern seien der größte Segen fürs Haus, ist Volksglaube.

Ein reicher Bauer aus der Umgegend von St. Ulrich hatte seit vielen Jahren eine kinderlose Ehe, was ihm und seiner Frau vielen Kummer verursachte.

Er setzte sich einst in solchen trüben Gedanken an den Pillersee und dachte, wenn mir der gute Gott doch ein Kindlein zusenden wollte, so wären wir gewiß glücklich.

Auf einmal schwammen zwei Nattern aus dem See zu ihm her, wovon die eine ein weißes, die andere ein rothes Krönlein auf dem Kopfe hatte, und legten die Krönlein in seinen Schoß. Die weißgekrönte sagte: Bring' die Kronen Deinem Weibe, dann wird alles recht werden.

Er that es und kaum ein Jahr darauf brachte sie Zwillinge, und nach Jahren fragte sich der Bauer in den Haaren vor allzugroßem doppeltem Kindersegne, denn Jahr um Jahr — kam ein kleines Paar.

Kröte.

Daß Kröten einen Stein im Haupte tragen, der ganz besondere Tugenden an sich haben soll, ist auch in Tirol ein ziemlich verbreiteter Volksglaube.

In der Pertisau, auch in Bayern, wird die große Kröte „Broz“ genannt. Man legt diese gerne bei der Kräuterweihe unter die zu weihenden Kräuter. Man gebraucht sie dann gebissenes oder vom Brande angesticktes Vieh zu heilen. Fehlt es dem Vieh auf der rechten Seite, so nimmt man einen Biertheil von der linken Seite der gedörrten Kröte und räuchert den kranken Theil damit ein. Ist das Vieh links schadhast, so räuchert man mit einem rechten Biertheil der Kröte.

Ein Mittel gegen das Fieber ist, wenn man sich den rechten Fuß einer „Dreisgenkröte“ mit einem rothen Faden über die Herzgrube hängt.

Der oben erwähnte Krötenstein hilft gegen Vergiftung. Wenn man den vergifteten Theil in der Wunde damit streicht, vergeht in einer Stunde schon die Geschwulst.

Der Krötenstein liegt im Kopfe der Kröten, ist aber schwer zu finden, außer man zerschlage sie und lege sie in einen Ameisenhaufen, wo das Skelett dann ausgegraben wird, und der Stein bei den Knochen liegt.

Wer einen Krötenstein im Ringe trägt, der wird wahrnehmen, daß der Stein beim annähern von Gift schwizet.

6.

Insekten.

Bienen.

Die nützlichen Immen oder Bienen in ihren Stöcken gegen Wegflug zu sichern, hat man sich früher manches magischen Mittels bedient. Ein solcher Immenbannspruch lautete:

D ihr Dienerinnen des Herrn, die ihr thut die Werke des Herrn, ich beschwöre euch ihr Impen durch den Vater † und Sohn † und heil. Geist †, daß ihr allenthalben gänzlich wegfliegt von dem Angesichte der Menschen. Ihr Impen getreu und redlich folgt; ihr sollt nicht gehen in Holz und Wald entweichen; † Abraham halt euch auf, † Isaak halt euch auf, † Jakob bring' euch wieder am dritten Tag. Amen.

Es giebt dergleichen Formeln noch mehr, doch mag es bei dieser einen bewenden.

Wespen.

Beim Heumähen, wenn es warm ist, stechen die Erdwespen fürchterlich, sie schwärmen über einen gleich her und stechen. Aber folgender Spruch hemmt und bannt ihre Stechlust:

„Wespen, Wespen ohne Angel,
Wie d'Mutter Gottes ohne Mangel,
So wenig könnt's es mi beißen,
So wenig wie die Juden haben können unsern Herrn beschmeißen.“

Dieser Spruch muß dreimal gesprochen werden, und nach jedesmaligem Spruch muß aber ein Vaterunser gebetet werden.

Anfangs vor jedem Spruch bekreuzt man sich und auch nach Schluß eines jeden Spruches.

Dieser Spruch ist bei den Zimmerleuten gut bekannt. Da war vor drei Jahren eine Wette in Mühlau, und der alte Zimmermann, „der Mohrenhäusler=Michl“, welcher eifern an diesen Spruch glaubt, gewann wirklich die Wette. Er ging nach dem Spruche hin und her, und stand

ganz nahe dem Loch, in welchem die Wespen ein- und ausflogen. Einen Zuschauer stachen sie, aber dem Wichtl geschah nichts.

Spinnen.

Spinnen sollen sehr heilsam gegen das dreitägige Fieber sein. Man thut eine Spinne in eine ausgehöhlte Nußschale, näht diese in ein ganz neues Linnentüchlein, und hängt sie um den Hals. Man trägt es neun Tage lang, wornach es affkurat zur selben Stunde abgenommen werden muß, in der man es umgehängt hat; hierauf wird es in fließendes Wasser geworfen, und das Fieber ist für immer verschwunden.

Krebs.

Mancher Hirte trägt einen Krebsstein (Krebsaugen) bei sich, weil man glaubt, wer einen solchen Stein im Saack habe, dem könne kein Leid geschehen, wenn er auch noch so hoch von einem Felsen oder Baume herabfalle.

In Deutschland stecken manche, denen etwas in das Auge gefallen ist, ein kleines Krebssteinchen hinein, und behaupten, dieses irre nun im ganzen Auge herum, suche das hineingefallene, und ziehe es an sich.

Auch soll der Krebsstein, wenn man ihn zu gewisser Zeit von einem lebenden Krebs nimmt, Glück ins Haus bringen. Er hat dann fast die Farbe des „Türkis“, nur ist er etwas blasser.

Läuse.

Gegen viele Läuse hilft, den Daumen eines verstorbenen Menschen bei sich zu tragen.

Oder ein kleines Menschenbein oben in den Strumpf genäht und getragen, vertreibt ebenfalls alle Läuse.

Die Törcher (Landstreichler) werden von Läusen sehr geplagt; um sich davon zu befreien, trägt mancher einen Eselschweif bei sich — thut gut, und man weiß häufig, warum mancher keine Läuse hat.

7.

Bäume und Sträucher.

Das Pflanzenreich bot dem Aberglauben zu allen Zeiten reichen Stoff, zahllose Mittel. Man wird diese nicht hier der Reihe nach aufgeführt suchen. Es würde mühe- aber auch verdienstlos sein, die alten Kräuterbücher, die auf jeder größeren Bibliothek sich finden, auszuschreiben, und die, oft nur vermeintlichen, Heilkräfte aller und jeder Vegetabilien namhaft zu machen. Es muß sich auch hier nur auf das beschränkt werden, was davon vorzugsweise dem Tiroler wichtig ist und von dem Volke der Nelpfer und Hirten, Jäger und Waldleute hoch gehalten wird. Manches davon schlägt in den Kalender-Aberglauben, in Tagewählerei u. dgl. ein, so z. B. ist ein Volksglaube der Waldleute in nachstehenden alten Versen enthalten, der sich auf das zu fällende Bau- und Nußholz überhaupt bezieht, und vielleicht uralte Erfahrung für sich hat:

Alles Holz, was man thut niederschlagen
 Im Merzen an den letzten zwei Freitagen,
 Das bleibt gerad und entwirft sich nicht,
 Wie mich ein weiser Mann hat unterrichtet.
 Auch wenn ein Holz am Abend des Hornungs wird abgehauen,
 Das mag man wohl gebrauchen zum bauen,
 Denn man sagt uns ein solche Lehr',
 Daß dasselbig Holz fault nimmermehr.
 Hör', hör', was ich dir weiter will sagen:
 Was Holz man abschlagt an letzten zwei Tagen
 Des Christenmonats, dergleichen im ersten
 Des neuen Jänners, solch Holz wird am schwersten,
 Es bleibt unverfault, auch frist kein Wurm nicht,
 „Je älter, je härter,“ der Weis spricht.
 Auch wird's aufs älter ein'm Stein gleich geschägt,
 Für dießmal sei genug davon geschwägt.

Für schadhafte Obstbäume wird folgendes Mittel gerühmt: In einem Gefäße werden Blut, ungelöschter Kalk und Ochsen-galle mit einem Holze durcheinander gerührt, was aber an einem Charsfreitage geschehen muß. Mit dieser Masse werden die Schäden an den Bäumen mittelst des Holzes überstrichen, so heilen sie, und die Bäume werden wieder tragbar.

G i c h e.

Von dem Eichenlaub giebt es im Unterinntal und bis in das Salz-burgische hinüber ein hübsches Teufelsmärchen.

Der Teufel versuchte einstmals Gott Vater und wollte, daß er ihm eine Bitte gewähre. Gott der Herr versprach, sobald den Eichen alle Blätter würden abgefallen sein, wolle er die Bitte gewähren. Der Teufel war darüber froh und wartete den Herbst ab, aber die Blätter fielen nicht. Es kam der Winter — die Blätter fielen noch nicht ab, obschon sie ganz gelb und braun im Winde rauschten. Als der Frühling kam, wuchsen wieder neue grüne Blätter, und als diese ziemlich stark waren, fielen erst nach und nach die vorjährigen ab. Da sah der Teufel, daß seine Bitte niemals in Erfüllung gehen werde, weil vom Eichenbaum nie alle Blätter abfallen. Das erzürnte den Teufel dermaßen, daß er in die Eichenbäume wüthend fuhr, und mit den Krallen die Blätter zerfetzte. Und bis jetzt trägt der Eichenbaum seine Blätter durch den Winter bis die neuen stehen, und das Laub zeigt noch die zerschlißten Blätter von den Teufelskrallen.

E l z e.

Kaum hat ein Baum so viele sogenannte Trivialnamen, als die Traubenkirsche (*Prunus Padus* L.). Sie heißt unter andern auch Alpenkirsche, Elpe, Else, Elze, Elre, die letzteren Namen sind in Tirol üblich.

Giftige Thiere kann man von der Alpe vertreiben mittelst des weißen Elzenholzes. Man steckt nämlich dort und da ein solches in den Boden,

besonders auch eins bei der Alpenhütte. Das Elzenholz aber muß zu diesem Zwecke in der Sylvesternacht geschnitten werden.

Hasel.

Der Haselbaum ist von uralten Zeiten her wichtig, ja heilig gewesen. Nächst der Eiche durfte er nicht umgehauen werden. Daß nur an ihm der Haselwurm gefunden wird, deutet nach uralten Mythen hin. Mit Unrecht heißt er eine Stauden, er ist sogar mehr als Strauch, er wird in südlicheren Breiten leicht zum Baume. Man schrieb ihm mancherlei magische Wirkung zu.

Ein Knabe weidete einst Schafe nahe den Felsenwänden von Seben im Eisackgebiete. Auf einmal sah er einen ungewöhnlichen hellen Glanz auf einem der Felsenblöcke. Er lief diesem zu, um zu schauen, was das wäre. Wie er in die Nähe kam, ward er einer Felsenhöhle gewahr und einer Jungfrau, die fast am Eingange der Höhle weinend auf einem Stein saß. Beherzt redete er sie an: Warum weinst Du denn?

Die Jungfrau seufzte erst, und dann sprach sie: Du kannst mir helfen, und dadurch die große Kraft der Haselstöcke inne werden, welche für die Menschen bis jetzt ein Geheimniß war.

Wie kann ich das thun?

Morgen um diese Stunde kommst Du wieder hieher mit mehreren starken Haselstäben; Du wirst da drei Schlangen finden, welche Dir gewaltig zusetzen werden, aber verzage nur nicht, nimm Deine Haselstäbe und schlage frisch darauf los, bis sie alle drei tod sind, dann bin ich gerettet; es wird Dich zwar große Anstrengung kosten, aber Du wirst sie überwinden, es kann Dir nichts zu Leide geschehen, und der Lohn wird groß sein.

Der Knabe machte es so, er nahm seine Häseler und ging des andern Tages zur Höhlung; er fand die drei Schlangen, von denen er zwei bald erlegte, die letzte aber war so groß und gräßlich, krümmte und wand sich, sprühte Feuer, und schlang sich dem Knaben um Hals und Füße, so daß er nach längerem Kampfe endlich wich. Ein Wehruf erscholl aus der tieferen Höhle und Geldmünzen klingelten über die innern Felsenabstufungen hinab.

Der Knabe wollte mehrmals die Höhle wieder suchen, fand sie aber nicht wieder. Man meint, jene Jungfrau sei eine Schatzhüterin gewesen doch seitdem weiß man, daß Haselstöcke gegen giftige Würmer helfen, und die Bergler und Aelpler tragen stets Haselstöcke bei sich. Auch wurden dieselben hernachmals in allen Schulen und Zuchthäusern eingeführt, allwo sie gar große Kraft bethätigten und noch immer da bethätigen, wo die Humanität die Prügelstrafe nicht abgeschafft hat. †

Die wichtigste Bedeutung gewinnt der Haselbaum dadurch, daß seine Sprossen zur Wünschelruthe, einem der bedeutsamsten magischen Werkzeuge, verwendet werden können. Ueber die Wünschelruthe, ihre Vereitung und Anwendung ließe sich leicht ein Buch füllen, es muß sich aber hier nur auf das nothwendigste beschränkt werden.

Die Wünschelruthe muß von einem Haselstrauche und zwar im Neumond geschnitten werden, doch von jener Art, welche man „Weißhasel“ nennt und die auf einem Kreuzwege wachsen. Man begiebt sich vor dem Aufgange der Sonne dahin; am kräftigsten wird das Werkzeug „am noich'n Sontig“ (am neuen Sonntag), und schneidet mit einem noch niemals gebrauchten Messer im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes in drei Schnitten; wenn die Constellation der Tage nicht zusammentrifft, so kann man für sie auch im Neumond vor Sonnenaufgang am Tage St. Johann des Läufers (Sonnenwend) oder am heil. Dreikönigstage schneiden. Hernach tauft man sie auf den Namen der heiligen drei Könige, d. h. soll sie auf Gold zeigen, erhält sie den Namen Kaspar, auf Silber: Balthasar, soll sie verborgene Quellen und gute Wasser anzeigen, so wird ihr Melchior zum Namenspatron gegeben. Die Taufe der Wünschelruthe muß mit ganz reinem Gemüthe, ohne Sünde und Feindschaft, vor sich gehen, demnach muß eine Generalbeichte, wahre Reue und Buße und die heilige Communion vorhergehen. Jeder Schaden gegen Nebenmenschen muß gut gemacht sein, und darf man keine Feindschaft haben, muß auch drei Tage zuvor beten, dann schneiden und taufen. Da braucht es nicht mehr als mit reinen Händen und reiner Seele zu sprechen: Ich taufe Dich im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, daß Du sollst genannt sein — — — (kommt der Name von einem der heil. drei Könige). Hierauf wird das Haselruthlein mit Weihwasser besprengt und ein Kreuz darüber gemacht.

Nun mag man mit der Wünschelruthe, welche man gewöhnlich „Boagruath'n“ (Zeigruthe) nennt, herumgehen, mit der Hand waagrecht gegen den Boden gehalten. Wo Gold- oder Silberadern oder Schätze liegen, wird sie sich vorn abwärts biegen.

Man gebraucht gerne zwei Ruthen, hält jede in einer besondern Hand, hebt sie aber vorn zusammen, daß sie eine Spitze, eigentlich einen spitzen Winkel bilden, die sollen besser zeigen.

Endlich hat man auch Wünschel- oder Zeigruthen, welche zwei Ruthen, unten zusammengewachsen, vorstellen. Das ist einer der Zwiesel, welche unten, wo sie auseinandergewachsen sind, abgeschnitten werden, damit sie beisammen bleiben. Bei solchen muß man die Ruthe umgekehrt gebrauchen, man hält nämlich die beiden Ausläufer einen in der linken und einen in der rechten Hand, und hält den dickern Theil, der die Spitze bildet, vorwärts, denn es biegt sich der dicke Theil abwärts, wenn etwas vom Schatz oder Wasserquellen vorhanden sein sollte.

Einige „Zeigrutheler“ behaupten, daß man sie ebenso wirksam in der Sylvesternacht während des Mettenläutens schneiden könne, da soll man jedoch nur „Jahrlinge“ (einzährige Triebe) nehmen.

Vom Haselnußbaum hat man in Tirol eine allgemein erzählte Legende, nämlich daß einst, als die Mutter Gottes einen Gang im Gebirge

machte, und von einem wilden Wetter überfallen wurde, sie unter einem großen Haselbaum Schutz fand, und demselben eine so „fürnembe“ Weihe verlieh, fast wie die „Einhankenblumen“ auf den Bergen, und ihm so viele Wunderkräfte gab. Die Weißkünstler haben sich stets der Wünschelruthen als Werkzeuge bedient, deren Gebrauch Gott zuläßt, und die niemals bösen und schädlichen Zauber üben.

Hollunder.

Holler (*Sambucus nigra*) ist auch ein Baum von altheidnisch-mythischer Bedeutung, dem große Verehrung zu Theil wurde, und in Tirol noch zu Theil wird. Der Bauer sieht schon gerne, wenn der Hollunderbaum voll weißer Blüthen prangt; das ist ihm der schönste Anblick, das hebt ihm das Herz — denn es deutet ihm und seinem Hause Glück.

Stirbt ein Hausvater, dann trägt man ihm von dem lieben Hollunderbaum ein einfaches Kreuz vor der Bahre, „Lebelang“ geheißten. Das ist eines der schönsten Freundes- und Liebeszeichen und nützt dem Todten zum letzten Gang. Daher beeilen sich namentlich die Nachbarknaben, gleich auf die Todesbotschaft ein solches anzufertigen, und wer das erste bringt, wird mit Dank begrüßt. Es herrscht der Glaube, daß ein solches Hollunderkreuz, auf das Grab gesteckt, lange fortgrüne, wenn der Verstorbene wirklich selig geworden.

Der Blitz soll nie in Hollunderkäume fahren und einschlagen.

Wer Lust und Neigung hat, daß ihm Hexen und Truden nachlaufen, der schnitze einen Löffel aus Hollerholz, lege den am Osterabend nach Sonnenuntergang in gute Milch, daß Rahm daran hangen bleibt, und lasse ihn dann trocknen. Am Sonnwendabend lege er den Löffel nochmals in gute Milch, und lasse den anhangenden Rahm abermals eintrocknen, dann berge er ihn unter Gewand und Gürtel auf dem Rücken, und gehe so zum Sonnwendfeuer, da müssen ihm die Hexenmenschinnen alle nachlaufen.

Hollerbeeren sind gut gegen den Viehschelm.

Kirschbaum.

Von Kirschbaumblüthe im Winter giebt es eine hübsche örtliche Sage.

Eine arme Wittwe in Thaur hatte vier unerzogene Kinder. Der ältere Bub war während des Sommers Hirt auf der Thaureralm; man kann sich selbst denken, wie kümmerlich sie lebten.

Ein eiskalter Winter hatte das Bißchen gesammeltes Brennholz in Anspruch genommen, welches sie bei der Hütte hatten; da sagte die Wittwe zum ältesten Buben: Förgl, geh in Gottesnamen in die Berg' und suche altes Holz zusammen.

Förgl ging sogleich — es war im Jänner — hinauf auf den Haselberg, klaubte Holz zusammen, und wie er eilig am „Schloßbauernhof“ vorbeilief, sah er beim Wiesenzaun aus dem Schnee einen grünenden Kirsch-

baum stehen, der voller Blüthen war. Das kam ihm absonderlich merkwürdig vor, er pflückte einen Strauß und steckte ihn auf den Hut.

Wie er mit dem Holz in die Stube trat, liefen ihm die Mutter und Kinder zu und fragten erstaunt, wo er die Silberblumen her habe. Er nahm den Hut ab, und wollte vom Baume erzählen, aber er verstummte fast ob dem neuen Wunder, denn statt der vielen Blüthen war alles voll silberner, funkelnder Liebfrauenthaler daran, und Lust und Freude zog ins Haus.

Am andern Tage lief Jörgl sogleich zum Baume, um noch mehr zu holen, aber der Baum war verschwunden.

Später gruben Leute an der Stelle in dem Boden, wo der Baum gestanden haben soll, denn sie meinten da einen Schatz verborgen, welcher nach einer ältern Sage dort vergraben sein sollte, aber gruben vergebens. Sie fanden nichts.

Linde.

Die Linde mit ihren Herzblättern ist selbst des deutschen Volkes Herzblattbaum, von alten Zeiten her verehrt, geliebt, geschätzt, Zeuge der alten Rechtspflege, der ländlichen Festlust, der Gottesruhe im Grabe, angepflanzt auf Wahlstätten, Gemeindeversammlungsplätzen, auf und vor Kirchhöfen, vor und auf Burgen.

Die Lindenblüthe wird arzneilich hoch gehalten, sie ist Heilblüthe. In der Dreißigzeit, zwischen den zwei Frauentagen, gewinnen die Lindenblüthen inwendig rothe Krönlein, diese helfen, eingenommen, gegen die rothe Ruhr.

Preisselbeerstrauch.

Von den Preisselbeeren, Granglbeeren, wurde oben bei den Teufelsagen (S. 254) eine mythische Sage mitgetheilt, die Tirol eigenthümlich angehört. Eine nicht minder poetische Sage lebt von einem Alpenrosenstrauch.

Rosenstrauch (Rosa alpina, nicht Rhododendron).

Im Bintschgau „auf der Muld“, wo die Poststraße sich gegen Mals hinabzieht, steht ein solcher Rosenstock, der herrlich tiefrosenroth mit gelben Sternen blüht. Die Stämme dieser Rosen, die hoch zu den Alpen hinaufgehen, sind dornelos, und nur die einjährigen Schößlinge haben feine Stachelborsten. An jener Stelle wurde einst ein unschuldiges Mädchen von einem Wüstling verfolgt, und verlor über der Vertheidigung ihrer Unschuld ihr Leben. Da ist aus ihrem Blute der dornelose Rosenstock emporgeschossen, der noch steht und alljährlich inmitten der reizvollen Umgebung herrlich blüht.

Des an Rosenstöcken häufig gefunden werdenden Schlafapfels, der vom Stich einer kleinen Wespe, *Cynips Rosæ*, in seiner seltsamen, krausen, moosartigen Form entsteht, wurde schon oben bei der Wach- und Schlafkunst (S. 360) als magischen Mittels gedacht, und von der Rosenfrucht ist in der Abtheilung Früchte und Wurzeln noch etwas mitgetheilt.

Sadebaum.

Der Sadebaum, auch Siebenbaum, Sevenbaum und Segl-

Baum genannt (*Juniperus Sabina*), dessen arzneilich schädliche Wirkung im Volke leider mehr bekannt und benutzt ist, als es sein sollte, wird auch gegen Viehbezauberung angewandt, dann muß er am Palmsonntage bei der Palmenweihe mitgeweiht werden, was aber Manche thun zu lassen strikt widerrathen, weil er die andern Kräuter verderbe. Er heißt auch in Tirol „wilde Zypresse“.

Seidelbast, auch Kellerhals (*Daphne Mezereum*), binden die Hirten gegen Krämpfe um die Füße. Dieselben behaupten, man könne mit Seidelbast sogar den Teufel festbinden. Daher heißt er wahrscheinlich auch Wolfsbast; denn die Beziehungen zum Wolf sind stets denen zum Teufel nahe verwandt, und sind germanisch-mythischen Ursprunges.

Wachholder.

Auch der Wachholderstrauch, der bisweilen zum Baume wird, genöß bereits in den Heidenzeiten besondere Verehrung und Werthschätzung. Ihn abzuhaufen, war nicht gut. Er war ein Bild des Lebens, der Verjüngung, daher er auch Quickholder heißt, und Wechholder.

In Tirol heißen die Beeren dieses Strauches Kranawittbeeren. Wenn sie in der Dreisgenzeit gebrochen und zu Wasser ausgebrannt werden, d. h. zu Wachholderschnaps destillirt, so dienen sie als ein wirksames Gegengift gegen bösen Zauber, absonderlich auch gegen die dicken Frühnebel, trotz dem Enzianschnaps.

Weide.

Die Weide dient durch ganz Tirol statt der Palmenzweige und heißt auch Palme; ihre Blüthensprossen heißen Palmkäschen. Sie werden sammt den Ruthen am Palmsonntage geweiht, und denselben wird dann eine ganz besonders wunderthätige Kraft zugeschrieben. Die geweihte Palme verjagt die Hexen und den Teufel; ohne einen Palmstab wird kein Senn auf der Alm sein. Wenn sich die Kühe so eng mit den Köpfen verketten (meist in Folge von elbischem Zauber), daß sie nur mit der größten Mühe von einander zu bringen, löst ein geweihter Palmzweig leicht den schlimmen Zustand.

9.

Kräuter und Blumen.

Häufig werden als Heilmittel wie zu Zauber und Gegenzauber mehrere Kräuter, Knollen, Wurzeln und Früchte gemeinsam und zusammen gebraucht, die sich nicht wohl trennen lassen. Eben so bilden die sogenannten Planetenkräuter eine in sich abgeschlossene Gruppe, die nicht überall in Deutschland als dieselben galten. Eine noch ungleich zahlreichere Gruppe bilden aber die sogenannten „Dreisgen-Kräuter“. Beiden Gruppen gebührt besondere Beachtung und Betrachtung, doch möge erst eine Reihe Einzelner folgen.

Attich.

Der Attich, Zwergholunder (*Sambucus Ebulus*), dient in Tirol zu einem abergläubischen Mittel: um zu erforschen, ob irgend ein Stück Vieh, das für den Besizer einen besondern Werth hat, im Laufe des Jahres, an welchem die magische Probe gemacht wird, am Leben bleiben, oder ob es sterben werde.

Man nimmt am St. Johannis-Sonnwendtage Attich, streut ihn unter das Vieh, und läßt dasselbe darauf stehen. Legt sich das Vieh auf die Attichblätter, so bleibt es am Leben, bleibt es stehen, so fällt es. Das hat schon manchem lieben Stück Vieh das Leben gekostet; denn der Bauer hat es lieber geschlachtet, als an einer Krankheit fallen lassen wollen.

Brenn-Nessel.

Die Brenn-Nessel (*Urtica urens*) dient in Verbindung mit dem Wasser-Lausenblatt (*Myriophyllum*), die Furcht zu bannen. Beide Kräuter in der Hand zusammengehalten, aber frisch, wird man unheimliche und verrufene Stellen ohne Furchtanwandlung durchwandern; doch auch gehört in einem Säckchen getragen, äußern sie noch gute Wirkung.

Diptam.

Der weiße Diptam oder die Ascherwurz schlägt, wenn man ihn in Gemeinschaft mit Wermuth bei sich trägt, gegen alles vermeinen.

Distel.

Unter den zahlreichen Arten des Distelgeschlechtes hat nur eine Wichtigkeit, das ist die Mariendistel, *Carduus Marianus* L. oder *benedictus*, die auch mit in die Reihe der Dreisgenkräuter gehört. Sie heißt in Tirol Karwendl. Wenn die Bauern hier und da erzählen, die Mutter Gottes habe „Karwendlin“ geheißt, so gewahrt man gleich, daß diese Benennung nur ein mißverständener Nachhall des lateinischen *Cardo-benedictus* ist. Andere nennen auch die Wiesendistel (*Cnicus oleracens*, *Cardo-benedictus*). Wenn man sich im Gewitter auf dieses Kraut setzt, so kann einen kein Blitz erschlagen.

Eisenkraut (*Verbena officinalis*)

ist auch von Alters her als ein Zauberkraut berühmt. In Tirol preist man dasselbe an als ein Mittel gegen das Hinfällende (Epilepsie) mit einigen Rosenkörnern vermischt und gepulvert, wenn täglich eine Messerspiße voll davon eingenommen wird. Es muß aber das Eisenkraut zu diesem Behufe am Morgen des Tages, wenn die Sonne in das Zeichen des Widbers tritt (20. bis 22. März), gesammelt werden, eine Zeit, in welcher dasselbe sich wohl nicht alle Jahre finden und pflücken lassen dürfte.

Klee.

Daß vierblättriger Klee, ungesucht, und wo möglich früh nüchtern gefunden und abgepflückt, dem Finder Glück bringe, ist allverbreiteter Volksglaube.

In Tirol lebt noch die besondere Annahme: Wer sich an gewissen Quellen des Berges auf den Rücken legt, zu dem kommen weiße Tauben, die haben einen Bierklee im Munde und legen ihn dem Schläfer aufs Herz. Erwacht er, ehevor die Blätter welk werden, so kann er sich mit einem solchen Bierklee im Munde unsichtbar machen. Als die Seligen noch im Lande waren, konnte man auch ihre Wohnungen mit denselben finden.

Lilien.

Gelbes Lilien-, in Tirol „Gilgenkraut“, in ein Imbfaß (Bienenkorb) gelegt, so fliegen sie nicht hin, d. h. sie schwärmen nicht so weit hinweg, daß man sie nicht wieder fassen könnte.

Marienblümchen (Bellis perennis).

Wie man in Tirol diese Blumen mit einem ungleich höheren und schöneren Namen, als im übrigen Deutschland, benennt, so hat man auch in diesem Lande eine schöne Paramythie von ihnen. Als Maria mit dem göttlichen Sohne und Joseph nach Aegypten fliehen mußte, vergoß sie viele Thränen, und alle diese Thränen wurden zu Marienblümchen.

Majoran.

Majoran hilft im Bunde mit Raute und Thymian gegen schädliche Verzauberung der Milch. Diese zu lösen und aufzuheben, genügt es, einen Büschel aus den Dreien neben das Gefäß zu legen, in welchem sich die Milch befindet.

Mistel.

Die uralt heilige Mistel, das Kraut, welches niemals auf dem irdischen Boden wächst, und aus der Erde mittelbar keine irdische Nahrung saugt, gilt auch in Tirol für ein magisches Mittel. Unter andern soll die auf Eichen gewachsene vorzugsweise die Kraft der Springwurz äußern, und unter Umständen verschlossene Schlösser öffnen.

Misteln wachsen vorzugsweise auf Eichen und auf Birnbäumen, auf Haseln sehr selten, wo sie sich aber auf letzteren finden, liegt ein Schatz unter dem Haselbaume.

Natterwurz.

Eine seltsame Kunst wird von der Natterwurz (Echium vulgare), die auch Nattern- und Otternkopf heißt, berichtet. Man mischt das Kraut nebst der blauen Blüthe mit vierblättrigem Klee und vergräbt beides. Nach sieben Wochen werden daraus grüne Würmer oder Schlangen, die jedoch noch nicht leben. Diese genommen, gebörret, gepulvert und in eine Ampel geworfen, machen, daß nach deren Anzündung man überall Schlangen sieht. Mit solcherlei Kräutern ist früher manch anderer Frevel, z. B. Frucht abtreiben, getrieben worden. Die Kräuter mußten aber zu jedem Behufe unter bestimmten Zeichen gepflückt werden.

R a u t e.

Die Gartenraute (*Ruta graveolens L.*) ist lange gegen Teufelszauber für wirksam erachtet worden, sowohl bei Menschen als beim Vieh, in Form von Räucherungen angewandt, zu denen fast immer geweihter Weihrauch (*Olibanum*) kam. Auch jetzt noch ist beinahe in jedem Bauernhause ein Vorrath von geweihter Raute zu finden.

Für eine besonders Hexen und Teufel besiegende und ferntreibende Räucherung galt das Recept:

Raute, Rosen und Weihrauch, allzumal in der Dreisgenzeit geweiht, mit Weihwasser bespritzt, auf gute Gluth geworfen.

Andere verwarfen die Rosenblätter und nahmen dafür Marienröslein (*Lychnis diurna*), in der Walburgisnacht gepflückt.

Mit diesem Rauch wurde das Vieh geheilt, wenn es „angeblasen“ war.

S a l b e i.

Dem bösen Zauber mußte Salbei dienen. Zu diesem Zwecke wurden Salbeiblätter in einem bösen Zeichen abgepflückt, in ein Glas in den Mist gegraben, um dort zu verfaulen. Daraus wurde ein Wurm oder ein Vogel mit einem Schwanz, wie eine Drossel. Wenn mit dem Blute dieses Thieres die Brust eines Menschen bestrichen wurde, so wurde er unsinnig und wüthete wie besessen. Von dieses Thieres Asche in das Feuer gestreut, erzeugte Blitz und Donner. In eine Lampe geschüttet, läßt es das Haus voll Schlangen erscheinen.

S c h ö l l k r a u t.

Das Schöll- oder Schwalbenkraut (*Chelidonium majus L.*) im April oder im September gepflückt und um das Herz eines Maulwurfes gewickelt bei sich getragen, verleiht übernatürliche Kraft und läßt alle Gegner überwinden. Dieß ist Kobblersglaube.

S i n n g r ü n.

Auch das Sinngrün oder Immergrün (*Vinca*) ist ein Hexenkraut, aus dem die Hexen, indem sie es mit gedörrten Regenwürmern und mit Hauswurz pülvern, ein schädliches Zaubermittel bereiten. Sie streuen es braven Eheleuten auf das Essen, da weckt es Entzweiung und heftigen Streit, und wenn es im Stalle die Kühe als Futter bekommen, so plazen sie mitten auseinander, ebenso die stärksten Büffel und Stiere. Gleichwohl soll Sinngrün, in der Dreisgenzeit geweiht, ein Gegenmittel gegen Hexenzauber sein.

S o n n e n w e n d e.

Sonnenwende, Sonnenwirbel, wilde Vanille (*Heliotropium europäum*) wächst, ob schon nicht häufig, auf Felbern Tirols, und muß im August, wenn die Sonne in das Zeichen des Löwen tritt, gepflückt werden.

In ein Lorbeerblatt gewickelt und einen Wolfszahn dazu gelegt, bewirkt sie, gegen den, der sie bei sich trägt, Liebe und Zuneigung; niemand kann gegen ihren Träger böse und unfriedsam sein. Ist derselbe bestohlen worden,

so lege er den Talisman Nachts unter sein Haupt, so wird er im Traume den Dieb gewahren.

Taube Nessel.

Die weiß und großblühende Taube Nessel, zur Dreisgenzeit gesammelt, in Cypressensaft, der ein Jahr alt ist, gelegt und gut verwahrt bei sich getragen, macht sanft und gütig, und hilft allen Widerpart überwinden. Wer einem Kind das Kraut um den Hals bindet, dem folgt es überall nach.

Zwiebel.

Die Sennen stoßen rothe Zwiebeln mit Weihrauch und Myrrhen zu einem Brei, und thun ein Brodstückchen dazu. Dieß muß an einem Donnerstag Nachmittag geschehen; dann wird der Teig mit etwas geweihtem Salz bestreut und am Freitag früh vor dem Austreiben dem Milchvieh etwas davon eingegeben. Dieß soll vor jeder bösen Einwirkung befreien.

9.

Die Planeten-Kräuter.

Die Alten schrieben den ihnen bekannten sieben Planeten ebenso, wie den zwölf Thierkreiszeichen, großen Einfluß auf die irdische Natur zu, Einfluß auf den Menschen, seine Glieder, auf die Tagesstunden, die Wochentage, die Monate, auf Thiere, Kräuter und Steine. Darüber ist genug in Büchern zu lesen. Hier sollen nur die in Tirol gültigen Planetenkräuter stehen.

I. „Der Goldapfel“ (Zürkenbund, Goldwurz, Krullistie, Liliun Martagon L.), welcher im Juli auf den Gebirgen, in Gebüsch und Wäldern blüht und vom Alpenvolke mit vielerlei Kräften begabt wird, steht unter dem Planeten Saturn. Der Saft von der Wurzel stillt Nieren- und Schinthen- (Schienbein-) Schmerzen, auch auf andere Glieder eingerieben, vertreibt er deren Weh.

Die Wurzel ein wenig gekocht, daß sie nicht faulen kann, in einem saubern Luchlein getragen, heilt die Melancholie und stillt die Besessenen, macht sie ganz ruhig. Der Teufel kann den Goldapfel nicht leiden.

Hängt man diese Wurzel den Kindern, welche zahnen, an, so kommen die Zähne ohne Schmerzen hervor.

Die Wurzel bei Nacht bei sich getragen, schützt vor Unfall durch den Bösen.

Man kann die Wurzel auch gedörret die ganze Lebenszeit bei sich tragen.

Ein rechtes Bäuerlein hat den Goldapfel gern bei sich im Sack, wie auch die Allermannsharnischwurz.

II. Ratterwurz (Schlangewurz, Drachenwurz, Knöterich, Polygonum Bistorta L.) steht unterm Planeten Sonne. Das Kraut heilet Herzen- und Magenweh. Die Wurzel bei sich getragen, heilet Augenweh und Augenkrankheiten. Denen, die sie auf der Brust tragen, erleichtert sie guten Athem. Den Saft getrunken, macht unkeusch. Sie ist gut gegen Blutfluß der Frauen und die güldene Ader.

III. Kappernstrauch (*Capparis spinosa*).

Dieser wächst in der Lombardei auf Mauern. Er gehört dem Planeten Mond. Der Saft wirkt heilend auf den kranken Magen, die Hüften und Rippen. Dessen Blume purgirt, und heilt die Milz. Die Staude wächst und nimmt ab, wie der Mond. Dieselbe ist auch gut, um die schwärenden Augen zu heilen und hilft zu scharfem Gesicht, ebenso heilt sie krankhafte Beschaffenheit der Drüsen.

Die Wurzel der Kappernstaude gestossen auf die Augen gelegt, giebt ihnen sogleich wunderbarliche Klarheit.

Den Saft des Krautes getrunken, heilt bösen Magen, und steuert der Unverdaulichkeit.

Die Blütenknospen sind als angenehme Zuthat an Säugen bekannt, üben aber keinen Zauber.

IV. Wegerich (Wegtritt, Wegwart, *Plantago* sowohl *major* wie *media*), ist des Planeten Mars. Die Wurzel des Krautes heilt Hauptweh und ist auch wider faulende Geschwüre, wie gegen Blutspeien und Magenschmerzen gut, wenn man davon trinkt.

V. Fünffingerkraut (*Potentilla argentea* und *alba*)

wird regirt vom Planeten Merkur. Die Wurzel heilt Beulen und Geschwülste, gestossen und in Pflaster, und vertreibt die Drüsen, wenn der Saft getrunken wird. Letzterer heilt auch Brust- und Zahnschmerzen. Wird derselbe im Munde behalten, so heilt er alles Mundleiden. Ist auch gegen rothe Ruhr heilsam.

Fünffingerkraut im Saft macht Wohlwollen gegen einen, und Gnade, wenn man etwas von einer Person, z. B. von einem Fürsten, erbitten will.

Das Kraut in Essig gesotten und auf Geschwüre oder Gebrethen des Rothlaufes gelegt, zieht die Hitze aus.

Die Blätter über Nacht in Wein gethan und den Wein morgens nüchtern getrunken, ist gut für die fallende Sucht.

Die Wurzel stillt Blutspeien und Blutfluß.

VI. Odermennig (*Agrimonia Eupatoria*)

steht unter dem Planeten Jupiter. Die Wurzel gestossen auf die vom Podagra schmerzenden Glieder gelegt, stillt den Schmerz. Den Saft getrunken, heilt Leberkrankheiten, denn Jupiter regiert die Leber. Odermennig bei sich getragen, macht, daß einem die Frauen und Mädchen lieb haben.

Grün gestossen und aufgelegt, heilt böse Geschwüre und auch den Wolf.

In jeder Speise gegessen, ist dieß Kraut heilsam für den Krebs.

Odermennig in ein Schweißbad gethan, ist gut für den Stein.

VII. Eisenkraut (*Eisenhart*, *Verbena officinalis*)

steht unter der Venus.

Die Wurzel auf den Hals gelegt, heilt Geschwüre des Halses und Feigwarzen.

Der Saft des Krautes mit Honig gekocht und getrunken, macht die Lunge rein und guten Athem. Eisenkraut in einen Haus- oder Weingarten gelegt oder ins Feld gepflanzt, verschafft Wachsthum im Ueberfluß.

Die Wurzel ist sehr wirksam und bringt Segen allen, die da pflanzen wollen, sei es Neben oder Fruchtbäume. Die Kinder, welche sie bei sich tragen, werden wohl gezogen, kunstreich, froh und heitern Gemüthes.

Diese sieben Planetenkräuter muß man graben vom 23. bis 30. des Monats, dann haben sie Kraft und Wirkung.

Viele lassen die „Siebenkräuter“ oder „Planetenkräuter“ im Dreißgen graben und weihen, wodurch sie sich der Zahl der Dreißgenkräuter anreihen.

10.

Dreißgenzeit und Dreißgenkräuter.

Vom „Im Dreißgen“, oder „In der Dreißgen“ kann man in jedem Bauernhause das Jahr hindurch oft reden hören, es ist darunter der kurze Zeitraum von Mariä Himmelfahrt bis Mariä Geburt begriffen.

Alle Hausmittelkräuter und Blumen und was man zu Thee und Medizin oder zu anderm Hausgebrauch nothwendig hat, wird in den Dreißgen gepflückt, denn in dieser Zeit liegt ein dreifacher Segen auf allen Gewächsen der Erde, welche dem Menschen nützlich sind; bringt auch dreifach bessere Wirkung hervor. Die alten Hausmütterlein, welche „doctern“, wissen hunderte von Beispielen anzuführen, daß dem so sei, daher ist kein Dorf im Lande, wo nicht an diesem Tage gesammelt wird. Wer Zeit hat, pflückt seine Kräuter am Vorabende vor Mariä Himmelfahrt, also am 14. August, jedoch erst dann, wenn Feierabend geläutet wurde; denn nach dem Feierabendläuten geht schon der Feiertag an, und zählt zum Fest Mariä Himmelfahrt, welches auf den 15. August fällt. An diesem Tage läßt man sie dann weihen. Die Weihe findet beim vormittägigen Gottesdienst statt. Dieser Tag heißt der „große Frauentag“, zum Unterschiede vom „kleinen“, welcher Mariä Geburt ist. An vielen Orten ist um Mariä Geburt die Blumen- und Kräuterweihe, was den Leuten darum um vieles lieber ist, weil sie ihre Blumen und Kräuter mit Muße in der eigentlichen wirksamsten „Dreißgenzeit“ sammeln können. Daher werden in der Prämonstratenser-Abtei zu Wilten an Mariä Geburt diese Weihen erteilt, wohin man ein besonderes Vertrauen hat (wie zu den Franziskanern), und wohin von allen Seiten das Landvolk mit Kräutern und Blumen herzu strömt. Nach Wilten tragen auch jene Städter von Innsbruck ihre Dreißgenkräuter, welche noch an der alten frommen Sitte ihrer Vorfahren halten und den kindlichen Glauben noch nicht verloren haben, daß mit dem Gottesseggen, welchen die Kirche spendet, alles wirksamer sei. Diese Weihe zu

Wilten ist vermuthlich Ursache, daß in der Stadtpfarre Innsbruck seit vielen Jahren keine Weihe nach dem Gottesdienste stattfindet, nur in der Vorstadtpfarre St. Nikolaus findet sie jährlich noch statt. Auch auf dem Lande bei Innsbruck geschieht in den meisten Dörfern die Weihe am kleinen Frauentag, obgleich im Rituale „die Kräuterweihe“ auf den großen Festtag Mariä Himmelfahrt gesetzt ist.

Man bringt besonders wohlriechende aromatische Kräuter zur Weihe und verbindet damit eine fromme Erinnerung an das Grab Mariens, denn als die Apostel und Jünger am dritten Tage nach der Bestattung der seligsten Jungfrau zu ihrer Gruft gekommen waren, um ihren Leichnam noch einmal zu sehen, fanden sie die Stätte leer, und statt des heiligen Leibes alles voll duftender Blumen und Kräuter; daher, so sagen mit frohem Blick die guten Landleute, freuen sich auf den Dreiszigst der lieben Frau durchs ganze Jahr die Kräuter, und blühen um diese Zeit in der schönsten Pracht und Fülle und legen ihre Blumen in dankbarer Demuth vor ihr nieder, und der Segen der Kirche träufelt dann auf sie hernieder wie wunderbarer Himmelsstau, und befreit sie von dem auf der ganzen Natur ruhenden Fluch — erlöset sie — damit sie kräftig und heilsam und stark gegen natürliche und widernatürliche Schäden des Leibes und der Seele werden.

Solche Kräuter, in dieser Meinung geweiht, bilden die bäuerliche Hausapotheke.

Man wünscht, daß zur Zeit der Kräuterweihe schönes Wetter sei, wodurch die Mutter Gottes ein besonderes Wohlgefallen zeige, und die Blumen einen goldenen Erlösungstag feiern können. Bei diesem schönen Dreisigefeste fehlt es nicht, daß der würdige Seelsorger auf der Kanzel und der brave Hausvater den Seinen einige schöne Lehren giebt, und spricht:

Kräuter und Blumen sind durch Farbenpracht und Wohlgeruch und nährnde und heilende Kraft ein liebliches Sinnbild der Schönheit und Fruchtbarkeit der Seele an guten Werken. Blumen streut man den Siegern auf die Wege und umwindet mit Kränzen ihr Haupt. — Nun hat es nie eine Seele gegeben, welche durch Reinheit, Heiligkeit und Reichthum aller Tugenden mehr ausgezeichnet war, und Gott wohlgefälliger gewesen wäre, als die Seele der heiligen Jungfrau Maria; daher wird sie durch die Kräuterweihe gleichsam bekranzt als die glorreichste Siegerin. Zugleich soll es eine Aufforderung sein, daß die Gläubigen an Tugend blühen und durch gute Werke der Gottes- und Menschenliebe gleichsam duften; so will die Kirche den Segen verstanden wissen. Wer kann nun ein solches Fest ungerührt betrachten, und wer wird lächeln wollen, wenn solche gesegnete Kräuter der einfache Bauer im gläubigen Vertrauen manchmal unter das Futter seiner nützlichen Hausthiere mischt, um sie vor Uebel zu schützen? oder Haus und Stall zu gleichen Zwecken damit heräuchert?

Während der Dreisigen verlieren die giftigen Pflanzen und Thiere alles

Gift oder einen großen Theil desselben, und das „Anblasen“ und „Anpfeifen“ macht keinen Schaden.

Bei besonderem Verlangen wird die Kräuterweihe auch an einem andern Tage der Dreißgen vorgenommen, wie es z. B. bei den Kapuzinern in Meran geschah; dann ist die Weihe nicht öffentlich, sondern in der Sakristei.

Im Vintschgau wird am großen und kleinen Frauentag geweiht.

Die gewöhnlichsten Kräuter und Blumen, welche man weihen läßt, sind um Innsbruck:

Münzen, Krausemünze, *Menta crispa* und *sylvestris*.

Wermuth, *Artemisia Absinthium*.

Raute, *Ruta graveolens*.

Kamille, *Chamomilla vulgaris*.

Krabendl, *Thymus serpyllum* (auch Quendl und hochdeutsch Thymian geheißen).

Sinngrün, *Vinca*, das kleine Todtenveilchen genannt, manchmal auch das große Sinngrün.

Himmelbrand, *Verbascum Thapsus* L.

Saturei, *Satureja hortensis* L.

Tausendgüldenkrout, *Erythæa Centaurium*.

Wem es möglich ist, der legt auch Edelweiß, *Gnaphalium Leontopodium*, dazu und Johanniskraut, *Hypericum perforatum*, und noch eine Menge anderer Kräuter und Wurzeln. Andere Gegenstände, welche verborgener Weise zu meist abergläubischem Gebrauch häufig beigelegt werden, werden streng zurückgewiesen. Die geweihten Blumen und Kräuter (Weißbüschl) werden dann aufbewahrt und nebst besagten Benützungen auch beim Herannahen oder während der Gewitter mit Palmzweigen, Delzweigen u. s. w., welche am Palmsonntag geweiht wurden, verbrannt, bei welchen die ganze Familie großen Trost empfindet; sie meint, daß durch diesen Brauch und durch das Wetterläuten das Gewitter unschädlich vorübergeht.

Zu den Dreißgen-Weißbüschl bindet man auch gerne Donnerkugeln oder Stechapfel (*Datura*), geschwänzten Amaranth (*Amaranthus caudatus*), Rosmarin, Basilikum, Sonnenblumen, die gelben Ringelblumen (*Calendula officinalis*), jedoch häufig nur zur Zierde des Weißbüschels verwendet.

Weiß- und Schwarzkünstler ließen einst den Weifuß (*Artemisia vulgaris*) zu mystischen Dingen weihen, ebenso den Wermuth (*Artemisia Absinthium*), welche Kräuter man acht Tage vor Bartholomäi oder acht Tage nach Bartholomäi in der Mitternacht ausgrub.

Eben so wurde die Brunelle (Weitsblume, *Prunella vulgaris*) zu ähnlichen Zwecken verwendet, besonders auch die Wurzel, wenn sie doppelt war. Solche doppelte Wurzel soll für Zahnweh sehr gut sein, auf den Zahn gelegt oder in einem Säcklein um den Hals getragen.

Auch die Alraunwurzel ließ man weihen, ebenso Bierklee, Haselstauden, Hollunder, Erlenzweige u. s. w.

Die Dreisgenkröte wurde unter den Blumen und Kräutern versteckt und so mitgeweiht.

Woher der Name Dreisgen? Ob von der heiligen Dreifaltigkeit, ob vom W. Dreisgen, welcher im sechszehnten Jahrhundert über verschiedene mystische Dinge und Künste, besonders über den Drachenstein, geschrieben hat, und über ähnliche Kräuter sehr vieles bekannt gab? Vielleicht brachte man durch besondere Zählung mit Hinzurechnung der Festvorabende und Doppelzählung der Feste, da auch Johannes Enthauptung und Veronika in diese Zeit fallen, dreißig Tage heraus.

Eine bekannte Sache ist, daß die Bäuerinnen jene Eier, welche die Hennen in der Dreisgenzeit legen, aufbewahren; diese werden nicht faul, und wenn dann die Hennen nach Ende Oktobers zu legen aufhören, wie es in der Regel geschieht, dann nehmen die Bäuerinnen diese Eier in Gebrauch. Dieses ist sogar am Wochenmarkt wahrzunehmen; zur Dreisgenzeit kommen wenig Eier zum Verkauf, werden daher theurer, weil diese Eier die Bäuerin nicht auf den Platz schickt.

Die Einsanken-Blume, sehr verwendet von den Hirten und Fütterern, wird nicht zur Weihe gebracht, weil diese schon von Natur aus geweiht ist.

Die Zahl der gewöhnlichen Dreisgenkräuter umfaßt deren etwa dreizehn (doch nicht von dieser Zahl der Name?). Es liegt aber ein Namenverzeichnis von gegen fünfzig Kräutern und Blüthen vor, die alle auch in diesen Kreis gehören, und deren zumeist geschätzte Johanniskraut, Odermennig, Gundelreben, Bilsenkraut, Himmelbrand, Hollerblüthe und Erdweihrauch sind. Letzterer heißt auch Erbkäfer, Feldcypresse, Tannenwedel und Schlagkraut, es ist *Veronica Chamædris*, in Tirol vorzugsweise „Vermoantraut“ (Vermeintraut) genannt.

11.

Früchte und Wurzeln.

Allermannsharnisch.

Unter allen Wurzeln steht im Bereiche des Aberglaubens die des Allermannsharnisch, *Allium Victorialis*, auch „wilder Alraun“ genannt, mit in vorderster Reihe. Wie dieser vorzugsweise in Tirol im Teufelswurzgarten wächst, wurde bereits oben erwähnt; hier sei desselben noch etwas ausführlicher gedacht.

Eine hübsche Bergwanderung, um den sagenreichen Kaiserberg zu betrachten, führt von St. Johann im Unterinntale über Litzfelden ins Kolbenthal. Hier sieht man den Kaiser bedrohlich ausgeprägt und riesenhaft, ein bewunderter Kalksteinkoloß. Von hier aus vermag ein muthiger

Bergsteiger hoch empor zu klimmen und zu staunen. Wenn der Haunzersteffel, ein Gemsjäger, noch lebt, so mag ersterer ihn mitnehmen, allein geht es nicht. Ober Gstaig im Föhrenwald steht eine Kapelle, „im Böchl“ genannt, da war einst der Teufel eingeknistet, der die Bergleute, welche zur Kirche gingen, neckte und verhöhnte, der aber dennoch fortgebannt wurde.

Man geht dann zur wilden Schlucht des Kaiserbachs, über die Alpenwiesen des „Hinterkaiser“, wo einst die Benedigermännlein die goldführenden Wasserquellen ausbeuteten, und übersteigt zu hinterst den schmalen Gebirgsrücken, „Wildanger“ geheissen, welchem den „Hinterkaiser“ mit dem „großen Kaiser“ verbindet. Der Wildanger liegt 5000 Fuß hoch.

Vom Wildanger hinab kommt man zu dem „Teufelswurzgarten“, zwei Felsenschluchten, merkwürdig reich an sonderbaren Blumen und Kräutern, besonders übersät von dem Allermannsharnisch, welchem das Volk so viele Wunderkräfte zuschreibt, besonders daß er jeden schuß- und stichfest mache, der ihn bei sich trägt.

Hier habe der Teufel, meldet die Sage, einen Wohnsitz gehabt, er sei von da herumgewandelt und draußen sei er oft gesehen worden, wo ob Gstaig die Kapelle steht.

Von einer dieser Schluchten kann man hinausgehen in den sogenannten „Kessel“ — einen merkwürdigen Riesenkessel, von drei Seiten mit 2000 Fuß hohen steilen Felsenschlüssen umschlossen, $\frac{1}{2}$ Stunde breit und $\frac{3}{4}$ Stunden lang.

In diesem Teufelswurzgarten hat mancher Wilderer sich dem Teufel verschrieben, und die Wunderdoctoren, welche die Schwarzkünste ausüben, pflücken noch heute allda ihre kräftigsten Wurzeln und Kräuter.

Die Allermannsharnischwurzel gilt auch bei den Kossbirten ein gutes Stück. Es lebt bei ihnen der Glaube, daß wenn Pferde „vermeint“ oder „beschrien“ wurden, dürfe man ihnen nur diese Wurzel um den Hals hängen, dann höre der Zauber auf. Und gleichwie man in manchen Kuhställen die Dreisgenkröte hängen hat, so fehlt auch eine aufgehängene Allermannsharnischwurzel nicht, besonders im Kossstall.

Ueberhaupt findet sich die Allermannsharnischwurzel in den meisten Bauernhäusern zur Viehdoctorei, wie als Talisman aufbewahrt, denn die Bauern sagen: Diese Wurzel sei „ein Harnisch für Allermann“, d. h. für Jedermann, jede Frau und jedes Vieh.

G e m s w u r z .

Wie sollte die, vorzugsweise Gemswurz heißende Alpenpflanze den Gemsjägern nicht wichtig sein?

Die Gemswurz, *Doronicum Pardalianches* L., mit den gelben Blüten, auch in der Apotheke als *Radix Doronici* bekannt, wird im Dreisgen gesammelt, getrocknet und pulverisirt. Davon in Wein getrunken, giebt dem Jäger einen absonderlich guten Muth, bringt Weidmannsheil und macht ihn g'frorn, d. h. fest.

Die Alten kannten besondere Plätze, wo sie besonders kräftig wuchs. Nur jene Gemswurz, welche an den schattigen wilden Klüften am Schattenfein wuchs, welches Felsengebirg in der Zemm-Aspenregion liegt, wurde für so mächtig gehalten, andere minder. Die Jäger behaupten, daß wenn die Gemsen erkranken, sie sich selbst mit dieser Wurzel heilen.

Hagebutten.

Die Früchte der Rosen, Hagebutten in Deutschland, heißen in Tirol „Hetschebetsch“. Man bricht sie am Weihnachtabend, schneidet die Büxen ab, läßt sie, an Zwirnsfäden gereiht, dürr werden und pulverisirt sie dann. So mit Erdbeer- oder Peterfilienwasser eine Prise davon eingenommen, heilen sie Stein und Gries.

Haselwurz.

Haselwurz (*Asarum europæum* L.), die in Tirol auch Matterwurz genannt wird, im Dreißgen gegraben und im Regenwasser der Dreißgenzeit gesotten, getrocknet, aufbewahrt, gepulvert und dem Vieh eingegeben, ist ein Mittel gegen den Viehschelm.

Meisterwurz.

Die Meisterwurz (*Astrantia imperatoria* L.) wird hoch gepriesen von den Gebirgsbewohnern, wie in allen alten Kräuterbüchern. Sie ist die „Wurz aller Wurzeln“, das fürnehmste Kraut, fast Stauden, so manns hoch aufwächst auf hohen Bergen. Das haben schon die Alten erkannt und sie *Imperatoria* (*Ostruthium*) — die Kaiserliche — geheißt. Heilt fast alle Krankheiten auf natürliche Weise, und auch vermöge influentischer und elementarischer Kräfte, und bei rechter Constellation alles andere von bösen Mächten gezauberte.

Die Wurzel treibt im Mai braune Dolben, die thun sich auf zu Blättern, jedesmal drei an einem Stiel, und diese drei Blätter jedes nochmals dreifach ausgezackt.

Die Wurzel ist gut gegen Gift, gegen Vermeinung und gegen Pestilenz. Sie hilft dem alten Manne wieder auf.

Man hat sie auch in Del eingemacht, und die Zillertthaler „Delhändler“ machten lange Zeit gute Geschäfte mit dem Meisterwurzöl.

12.

Farren und Moose.

Farrensamensamen.

Ueber den geheimnißvollen und mythischen Farrensamensamen (eigentlich Fahrtsamen, weil er zu Herenfahrten gut ist) sind durch ganz Deutschland bis nach den Niederlanden hin, Sagen verbreitet; daher wurde desselben auch schon oben gedacht. Die Tiroler Sagen über die Gewinnung dieses unsichtbar machenden und Freischüsse verursachenden Samens sind ganz von denen anderer Länder verschieden. Da dient er hauptsächlich zur Hebung von Schätzen.

Man muß am Abend nach dem Gebetläuten vor dem Sonnwendtag just im Augenblicke, wann die Sonne untergeht, zu einem Farrengras ein Tüchlein legen, welches beim heil. Messopfer über den Kelch gebreitet worden ist. Dann fällt über Nacht der Farrensamens darauf; es heißt jedoch passen, daß man just vor Sonnenaufgang denselben wegnimmt, weil er sonst verflüchtigt.

Hat einst, erzählte ein Bauer: ein geistlicher Herr von wegen des Kelchrückels einen Knappen von Schwab schieß g'hachelt und ein'n abergläubischen Dattl (Dummkopf) geheißn, konnt es sein Leben nit vergessen, hat's nicht mehr gethan. Daher gebraucht man die andere Methode, denn man kann auch den Samen auf folgende Weise sammeln:

Man geht am Sonnenwendabend ohne jemand ein Wörtlein zu sagen und ohne zu schwagen, hinaus in den Wald, dort zieht man sich nackend aus und breitet das Hemd unter die Farren hin, und steckt ringsherum sieben Kreuze von grünen Hollunderreisern in die Erde, verbirgt sich in den Stauden, wacht — wenn's kalte Nacht ist, vergeht jedem ohnehin der Schlaf — und am andern Tage vor Sonnenaufgang liegt dann sicherlich der Samen auf dem Hemde.

Widerthon.

Goldener Widerthon heißt das schöne Farrenkraut, welches auch Jungfrauhaar und Frauenhaar genannt wird. Nach Jak. Grimm **Widertan** (M. th. 1164). Es gilt als ein besonders kräftiges Zauberkraut und ist das **Adiantum Capillus Veneris** — man giebt auch einigen andern Kräutern den gleichen Namen. Um dem Widerthon die rechte Kraft als ein Mittel gegen allen schädlichen Zauber zu verleihen, muß er in heiliger Zeit, bevor er gepflückt wird, mit einem Bannsegen „angesprochen“ werden; dieser lautet:

„Gruß Dich Gott, Du edler Widerthon! Weißt nit, was unser lieb Frau zu Dir sprach, da sie Dich abbrach für alles das, so dem Menschen schadet? Durch dieselben Wort' und durch das göttliche Wort brech ich Dich ab in dem Namen des Vaters, im Namen des Sohnes und im Namen des heiligen Geistes, daß Du Vieh und Leuten heilsam seiest für alle Unthat und alles, was Vieh und Leuten schad't. Amen.“ — Dann sprich noch fünf Vaterunser, fünf Ave Maria, ein Credo, und wiederhole dieses noch zweimal.

Rennthiermoos.

„Rispaill = Rispaill“ nennen die Hochalpenbewohner Tirols eine weiße, bäumchenförmig gestaltete, vielverästelte Flechte, welche stundenweit das Gebirge überzieht und die Viehweiden verderblich überwuchert. Es ist das **Rennthiermoos** (*Lichen rangiferinus* L., *Cladonia rangiferina* Hoffm.). Die Aelpler des Unterinntales haben davon eine Sage.

Einst waren alle Kräuter milchzeugend, auch dieses Moos war eine

gute Nahrung. War das ein Segen und ein Reichthum auf den Alpen! Aber die Besitzer und Melcher und die Almleute trieben vielerlei Frevel mit der Milchblumen-Gottesgabe, indem sie dieselben zum putzen, reiben und wischen verwendeten; mit Butterkugeln und Butterkegeln spielten und mancherlei mehr. Da verfluchte Gott der Herr diese Kräuter und donnerte hinab auf die Tiroler Alpen:

„Kispall — Kispall
Nimma grün,
Im Summa dürr,
Im Winta blühn!“

Im Oberinntal über Nauders und Vintschgau nennt man dieses Moos Misere; es wird dort die gleiche Sage erzählt, der Gottesfluch jedoch lautet droben so:

„Du, Misere!
Blühst im Winter unter'm Schnee
Und im Summa nimmafeh.“

Nach diesem Fluche ward das schöne Grün der Pflanze in blasse Steinfarbe verwandelt, sie selbst verlor allen Nahrungstoff und blüht nun im Winter unterm Schnee. Im Sommer scheint das Moos völlig ausgedorrt. Kein Thier frist davon, höchstens eine leckermaulige vorwitzige Geiß, und zu nichts ist es zu gebrauchen.

13.

Die Irrwurzel.

Während man in Deutschland blos ein Irrkraut nennt und auch kennt, und darunter das Herenkraut, *Circæa Lutetiana*, versteht, nennt das Tiroler Volk auch eine Irrwurzel, aber nur im allgemeinen, ohne eine bestimmte Pflanze als solche zu bezeichnen. Der Bericht über dieselbe ist ziemlich ausführlich.

In Wäldern und Auen, zu Berg und Thal, wächst eine Wurzel, welche die Eigenschaft besitzt, daß derjenige, so auf sie tritt, tagelang irre geführt wird, just so, wie es Hexen und Schwarzkünstler verstehen, einen Menschen zu verblenden und irre zu führen.

Man kennt die Irrwurzel jetzt nicht mehr; ein Zillertaler Delhändler hat die letzte vor seinem Tod verbrannt, und zwar im Jahre 1803 auf Befehl des Geistlichen, den er beim Sterben sich kommen ließ; so sagen seine Nachbarn.

Es ist jedoch nicht schwer, diese Wurzel anzutreffen, denn sie ist wie nirgends im ganzen Tirolerlande so häufig, als in der „Au unter Tragberg“ — zwischen Schwaz und Innbach am Inn.

Da hütet sich jedermann, mit bloßen Füßen durchzugehen, denn sobald man auf eine solche Wurzel tritt, wird man so verblendet, daß man den

ganzen Tag herumirrt und sich nirgends ausfindet; noch übler ist's zur Nachtzeit.

Noch leben Männer und Weibskente, welche, wenn sie spät Abends da durchgingen, die ganze Nacht herumwandern mußten und am Morgen endlich einen Ausgang fanden; und das ist dabei das übelste, es hilft gar nichts dafür, nicht einmal der kräftigste Segen, weil es eine Naturkraft zu sein scheint, nicht Wirkung eines Geistes. Sie folgt also keinem Segen.

Und was unten im Innthal oft geschehen ist, das ist oben auf der „Kupalalpe“ neben dem hohen Gumparberg in der Hinterriß einem Schmalzträger im Jahr 1832 begegnet.

Der Schmalzträger (Butterträger) Jakob Tunner von Alpbach ging mit beladener Kraxe in der frühesten Morgendämmerung um drei Uhr mit einem Zentner Butterkugeln von der Kupalalpe fort, um in der Kühle nach Innbach zu kommen, damit ihm der Butter nicht weich werde in der Tageshize.

Er ging kaum eine Viertelstunde durch Wald dahin, als Nebel einfiel; jedoch er kannte jeden Schritt und Tritt, war wohl tausendmal hin und her gegangen und ging also lustig vorwärts. Er ging stundenlang vorwärts, kam aber niemals an den Uebergang ins Innthal hinüber. Er ging bis Mittag — immer irrte er, daß er sich den Kopf rieb — konnt' es nicht erklären. Er rastete, betete, ging wieder — abermal vergebens. Jetzt wurde es Nacht — das machte den Mann fast muthlos — er ging jedoch vorwärts, endlich spät in der Nacht sah er eine Almhütte; auf diese ging er zu, und — es war die Kupalalm, von wo er vor zwanzig Stunden ausgegangen war. Diese Alpe wird „'s Kapal“ genannt und dort bewahren sie diese Geschichte als große Merkwürdigkeit. Sie sagen, er wird auf eine Irnwurzel getreten sein.

Der Jakk war so verzagt und müde, daß er zu der ihm sonst bekannten Hütte hineintrat und fragte: wie hoast ma's da? worauf der Senn und die Alpenleute, welche gerade noch am Heerde unten saßen und wegen Kälbern wachen mußten, hellauf lachten. Und jetzt ist ein allgemeiner Alpenspruch in der Riß: „wie hoast ma's denn da?“ welches man bei Besuchen vorerst beim Fensterl hineinruft, u. a. m.

14.

Mineralien.

Es ist wohl begreiflich, daß in einem Gebirgslande wie das erzeiche Tirol, der Volksaberglaube selbst zu der leblosen Natur und ihren Gebilden sich wendete, und letzteren theils magische, theils arzneiliche Kräfte zuschrieb. Ist doch der Glaube an die Wunderkräfte mancher Steine und Metalle ein uralter. Doch auch hier werden kurze Andeutungen genügen, die, wie bei dem Thier- und Kräuterreiche, nur auf örtlichen Angaben beruhen, nicht aus Büchern mitgetheilt werden.

Achat.

Der Achat findet sich sehr verbreitet im Fassathal. Die Steingräber halten viel auf ihn.

Als Ringstein oder an den Hals angehängt und so als Amulett getragen, dient er gegen Nattern- und Vipernbiß, gegen anpfeiffen, anblasen, und verleiht der Seele stete Heiterkeit. Lang getragen, macht er seinen Träger zum guten Redner.

Im Schlaf zum Haupt gelegt, gibt der Achat viele und schöne Träume.

Granat.

Granaten werden in Tirol viele gegraben.

Man glaubt, wer einen Granatstein bei sich oder im Ring am Finger trägt, den mahnt er bei einem nahenden Unglück dadurch, indem er auf einmal seinen schönen dunkelrothen oder bläulichen Glanz verliert und ganz matt erscheint.

Heliotrop.

Der Heliotrop ist ein grüner Jaspis mit rothen Punkten, wie Blut. Kommt sehr schön und häufig im Fassathale vor. Als Ringstein getragen, ist er ein Talisman gegen Gift.

An den Hals gehängt, daß er am Magen liegt, heilt die Steinmagenkrankheiten und stärket die Eingeweide.

Karneol.

Der Karneolstein wird in Tirol roth und gelb gefunden; er kommt mit Achaten, Quarz und Jaspis vor.

Als Ringstein wird er häufig, als Kreuz oder Amulett an der Brust selten getragen.

Er ist gut gegen Furcht und Schrecken.

Kiesel.

Wenn jemand Seitenstechen hat, soll er stillschweigend an einem Bache drei kleine Kiesel suchen, und sie in die Tasche an die Seite stecken, die ihn schmerzt.

Salz.

Die kirchliche Weihe, welche dem Salze, dem unentbehrlichen, ertheilt wird, legt schon dem Volke genugsam dar, daß dasselbe heilig zu achten ist, nicht unnütz zu zerstreuen, nicht mit Füßen zu treten. Daher wird vielfach auch Salz zu geweihten Kräutern gethan, die verbrannt werden, um damit zu räuchern.

Ein besonderes Salz für Vieh gegen Zauberei:

An einem Erchttag (Dienstag) oder Samstag Nachts lege man in ein Feuer ein ganzes Stück Salz, lasse es brennen und spreche dabei voll Vertrauen auf Jesum und die heilige Dreifaltigkeit:

„Unsere liebe Frau hatte ihr Liebes bei der Hand, sie gingen über eine große Heide, da begegnete ihnen ein krankes Vieh, da sprach unsere liebe

Frau: was ist dem kranken Vieh? Sprach der Herr Jesu Christ: der, dem es gehört, wird kommen und wird mir's klagen. Indem läuft eine Frau daher und schreit: O Herr Jesu Christ! hilf! mir ist genommen meine Milch und Schmalz. Sprach der Herr: was gibst Du mir zu Lohn, wenn ich will wieder bringen Deine Milch und Schmalz. Da sagt die Frau: was mir von Gott nur möglich ist! Befahl ihr der Herr Jesu Christ: geh heim, leg das Salz ins Feuer in meinem Namen — Gott des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes — gib's alsdann Deinem Vieh so ein, Dir kommen dann Milch und Schmalz!"

Schwefel.

Als strikter Gegensatz des Salzes gilt der Schwefel, ist jenes Engel, ist dieser Teufel. Nicht genug, daß er brennt, er sticht und stinkt auch, daher ist er des Teufels Lieblingserzeugniß der Natur, sein Räucherpulver, und Seelen, welche die „heiße Pein erleiden“ müssen, erleiden durch den Schwefel das Ärgste.

Serpentin.

Serpentin kommt in Tirol sehr viel vor; der edle Serpentin hat eine schöne grünlich gelbliche Farbe, ist jedoch undurchsichtig.

Trinkgefäße aus edlem Serpentin schützen vor Vergiftung, denn der Steinbecher zerspringt alsbald, wenn vergiftetes Getränk in ihn gegossen wird.

Smaragd.

Smaragdstein findet man an der Tirolergrenze im Salzburgischen in Chloritschiefer eingewachsen, in hübschen grünen Stängeln; öfter wohl auch undurchsichtig und blaß, dieser heißt dann Berill.

Der Smaragd soll eine besondere sympathetische Kraft haben. Am Halse getragen, stärket er das Gedächtniß, schärfet das Gesicht, und was gar gut an ihm ist, man erschrickt nicht vor Menschen und nicht vor Geistern wenn man diesen Edelstein an sich trägt.

Türkis.

Dem Türkis wird die Eigenschaft zugeschrieben, daß er vor jähem Fall bewahre. Den Stein in einem Ringe am Finger getragen, verhindert, daß jemand, wandle er auch über schwindelerregenden Abgründen, Schwindel bekomme und hinabstürze oder sich zu Tod falle.

15.

Der Wandelstein.

Auch an Steinwundern mangelt es nicht der Sagenpoesie Tirols.

Nur $\frac{1}{2}$ Stunde von Fügen im Zillerthale, am Eingange in den Benkerwald rechts, einem Thälchen entlang, liegt ein Stein von einem Schuh im Geviert, auf der Erd-Oberfläche mit einem eingegrabenen Kreuz. Dieser Stein macht viel von sich reden, denn er soll, sobald man ihn aus dem

Boden lupft und wo anders hinlegt, in kurzer Zeit von selbst wieder auf den gleichen Ort zurückwandern.

Warum er wandert, weiß niemand anzugeben, doch warum er da liegt, das weiß jedes Kind in der Gegend. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts haben zwei Schnitterinnen von Fügen auf dem Höfl Wiesack am Pantrazberg im Tagwerk gearbeitet. Der Bauer wollte die von der Bitterung begünstigte Schnittzeit gut benützen und versprach derjenigen eine „Besserung“ (etwas bessern Lohn), welche sich mehr als gewöhnlich anstrenge. Die Dirnen arbeiteten auf das hin beide wacker darauf los; aber am Samstag Feierabend gab der Bauer doch nur der einen ein Laib, der andern aber zwei Laibe Brot als Besserung.

Am Heimwege gen Fügen, dort wo jetzt der Stein liegt, kamen die Schnitterinnen wegen des Brotlaibes in Streit, der so heftig wurde, daß sie mit den Sicheln auf einander losfuhren, und einander stark zerhackten. Das fließende Blut schürte ihren Zorn zu Flammen an, und was unglaublich scheint, aber völlig wahr ist, beide sanken nach hartem Kampfe erschöpft zu Boden und verbluteten.

Man vergrub sie an derselben Stelle, und legte den gekreuzten Stein darauf, damit ihnen die Erde nicht schwer werde, doch niemand geht nächstlicher Weile gerne dort vorbei. Von der wunderbaren Eigenschaft des Wandelsteines haben sich viele überzeugt.

III.

Kalender - Aberglauben.

Es wurde bereits oben angedeutet, wie der bäuerliche Kalender und der in demselben zu Tage tretende Kalender-Aberglaube das vermittelnde Glied zwischen dem Menschen in Beziehung zu sich selbst, und dem Menschen in Beziehung zu der ihn umgebenden Natur bildet, zugleich auch, daß derselbe hier nur angeführt, nicht ausführlich behandelt werden kann.

Der Bauernkalender mehrerer süddeutscher Länder besteht aus einer großen Menge fast hieroglyphischer Bilder und Zeichen, deren Mehrzahl die Legenden oder die Martyrien der Tagesheiligen im schlichsten Kleinbilde anschaulich macht, und derselbe ist seit Jahrhunderten so mit dem Volke verwachsen, daß es alle andern Kalender verschmäht, ja so weit geht, frühere jetzt abgeschaffte Festtage, welche roth gedruckt wurden, und deren Symbole nun schwarz erscheinen, privatim wieder roth zu malen, und die Erinnerung an sie und ihre Feier festzuhalten.

Der Bauernkalender, nach allen Seiten hin erläutert, wird demnach zunächst die Legenden der Kalenderheiligen, für eine fast durchweg katho-

liche Bevölkerung von größter Wichtigkeit, wenn auch nicht ausgesponnen, enthalten müssen, dann die oft seltsame Datirungsweise des Landvolkes, zunächst nach den Heiligentagen, noch heute ganz mittelalterlich und niemals nach der Tagezahl des Monats, dann nach Duldern (Messen), Jahr- und Viehmärkten, dann nach geschichtlichen Ereignissen, nach der Anwesenheit ausgezeichneten Personen im Lande u. s. w. Dann kommen die für die bäuerliche Dekonomie so wichtigen Witterungsregeln, das häusliche Verhalten, in welchem sich frommer Sinn und harmloser Aberglauben auf das innigste vermischen.

Die Tagewählerei spielt dabei eine ziemlich bedeutende Rolle, zunächst aber treten Bräuche und Gewohnheiten zu heiligen Zeiten im ganzen Jahreslaufe in den Vorgrund. Vom Dreikönigstage an bis zum Christfest reicht hier ein dankbarer Stoff dem andern die Hand und erreicht mit der Sonne am Sonnwendtage den höchsten Höhenpunkt. Vieles, sehr vieles deutet davon in die urgermanische Zeitenfrühe und in das alte Heidenthum zurück, und öffnet dem Blick aufs neue die Fernsicht in die Gesilde des Mythos. Man erfährt, was gute und was schlimme, Heil oder Unheil bringende Tage das ganze Jahr hindurch sind, deren heilsamer oder schädlicher Einfluß sich nicht nur auf den Menschen selbst, seinen Boden, aders lassen, schröpfen, Haare scheeren, Nägel schneiden zc. erstreckt; sondern auch auf alle ökonomischen Verrichtungen, als Vieh auftreiben, Schaafse scheeren, säen, pflanzen, jäten, heuen, schneiden, Obst abnehmen, Wein keltern zc. zc. — ferner wie Mondeslauf und Planetenlauf und Gestirnestand im Bunde mit den Thierkreiszeichen wichtig und bedeutsam erscheinen, und was alles vor Zeiten und im Einzelnen hie und da noch immer das Tiroler Landvolk von seinem Kalender forderte und fordert. Da giebt es außerordentlich viel zu erläutern, zu besprechen, mit anderm zu vergleichen und manchem von vielem Mißverstandenen wieder zum richtigen Verständniß zu verhelfen. Damit soll aber keineswegs der alte Kalender=Aberglaube wieder erneut und empfohlen werden; die Forschung hat nur die Aufgabe, darzulegen, wie es vor Zeiten war, was das Volk alles that und glaubte. Thut und glaubt es im Einzelnen dergleichen immer noch, hält es theilweise noch immer eifern fest am Brauch und Mißbrauch der Vorfahren, so ist das eine Sache für sich, und dabei doch gewagt, mit den wohlfeilen Verdammungsworten „Finsterniß“ oder „Verdummung“ über alles den Stab zu brechen. Darüber wird in der Einleitung zum Tiroler Bauernkalender der Ort sein, sich weitläufiger zu äußern, und den Faden wieder aufzunehmen, der hier in diesem Buche sein Ende gewinnt.